

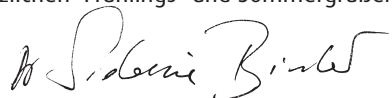
Editorial

In Kürze geht der jüngste Abschnitt der Tätigkeit des Österreichischen Schriftstellerverbandes zu Ende. Am 15. Juni 2009 wurde der Vorstand mit meinem Vorsitz für zwei Jahre gewählt. Knapp vor der Aussendung dieses Heftes findet in der Generalversammlung die Neuwahl statt. Es wäre vermessen, wegen des vielseitigen Zuspruchs nun schon von Wahrscheinlichkeit oder gar Gewissheit des Wahlergebnisses zu reden. Nur so viel: Meine Erfahrungen der letzten beiden Jahre als Vorsitzende waren anregend, vielschichtig und innerlich bereichernd. Trotz großem ehrenamtlichem Aufwand an Zeit, Kraft und nicht bezifferbaren Spesen, kommt aus dem Eindruck der Sinnhaftigkeit meines Einsatzes der Impetus, für den Verband und seine Mitglieder weiterzumachen.

Das Programm, dem Altbewährten so viel Bedeutung und Raum wie nötig und dem Neuen in seiner Tauglichkeit so viel Entfaltungsbereich wie möglich zu geben, ist wohl fortzusetzen. Gleichbleibende und sichere äußere Bedingungen kann man nicht einfordern, doch man kann versuchen, sie zu bewahren oder zu verbessern. Das gilt besonders für die Förderungen der Subventionsgeber (Bund, Stadt und Land Wien und Niederösterreich), für deren Unterstützung wir danken; ebenso danken wir für die finanziellen Hilfen des Auktionshauses im Kinsky und der Wiener Städtischen Versicherung. Absolut angewiesen sind wir auch auf die Mitgliedsbeiträge! Und mit Freude und herzlichem Dank nehmen wir die Spenden aus unserem Kreis der Mitglieder und Interessenten entgegen!

Auf die äußeren Bedingungen bezieht sich auch die zeitlose Frage nach dem Stellenwert der Literatur in einer komplexen, aber auch disparitätenreichen Gesellschaft. Und daran schließen sich die weiteren Fragen: Gibt es einen Bedeutungswandel für die heutigen, besonders die jungen Schreibenden und Lesenden? Und wonach richten sich die Qualitätskriterien? Wo sind die entscheidenden Instanzen: Sind es die verschieden agierenden Verlage und ihre rar werdenden Lektorate? Sind es die Medien – und welche? Sind es die Menschen, die Bücher zu bestimmten Anlässen kaufen? Alle diese Fragen und Antworten beziehen sich nur auf Facetten und Teilaspekte. Sie müssen beachtet werden, aber sie sollen niemandes literarische Aktivitäten blockieren. Und der Österreichische Schriftstellerverband wird nach Möglichkeit diese Aktivitäten weiterhin kommunikativ und publizierend unterstützen. Trotz ganz anderer, veränderter äußerer Bedingungen, die unseren gesamten Planeten betreffen, wünsche ich uns allen den optimistischen Blick für die individuellen, kleinen Möglichkeiten zu handeln und zu gestalten!

Mit herzlichen Frühlings- und Sommergrüßen



Dr. Sidonia Binder

Inhalt	Seite
Editorial	1
Inhaltsverzeichnis	2
Aktuelles	4
Lesungen	4
Kommunikation	5
Rede – Gegenrede	6
Peter Klein	6
Christian Teissl	8
Ernst David	9
Rosemarie Schulak	11
Rezensionen	14
Ilse Brem: Licht am Horizont	Rosemarie Schulak 15
Ernst David: Spurenelemente	Sidonia Binder 16
Johannes Diethart: Vergiss mein braves Gesicht	Ilse Tielsch 18
Elisabeth Escher: Hannas schlafende Hunde	Judith Gruber-Rizy 19
C. H. Huber: die poesie der waschstraße	Julia Rafael 20
Lore Hübel: Liebe mit 18 – Liebe mit 80	Ewald Baringer 21
Axel Karner: Chanson Grillée	Eva Kittelmann 22
Lisa Lercher: Zornige Väter	Rudolf Kraus 23
Heide Loisel: In Schwebe	Wolfgang Ratz 24
Martin Lödl: Der nicht mehr ganz junge Mann	Judith Gruber-Rizy 25
Georg Markus: Was uns geblieben ist	Eva Kittelmann 26
Helmut Stefan Milletich: Psalmen	Eleonore Rodler 27
Christine Nyirady: Herz-Spuren 2	Herbert Jan Janschka 28
Helmut Pacholik: Zeitenwende	Ilse Brem 29
Irmgard Perfahl: Worte balsamisch	Wolfgang Ratz 32
Brigitte Pixner: Die Maschinenpredigt	Matthias Mander 33
Karl Plepelits: Unterwegs in Libyen	Ilse Pauls 37
Georg Potyka: Niemand erinnert sich	Georg Potyka 39
Heidelore Raab: Sternstunden	Judith Rochl-Wagner 40
Hugo Schanovsky: Joseph Roth	Michael Stradal 41
Hugo Schanovsky: Die Krankheit zum Tod	Petra Sela 42
Hugo Schanovsky:	Wolfgang Groiss 43
Der junge Picasso – der steile Weg zum Ruhm	Petra Sela 44

Erich Sedlak: Alles nur Gerüchte?	Johannes Diethart	46
Waltraud Seidlhofer: stadtalphabet.	Klaus Ebner	46
Martina Sens: KonSens	Eleonore Rodler	48
Andreas Sethy: Mein Niederösterreich	Wolfgang Ratz	49
Peter Steiner: Der Sturz aufs Dach der Welt	Matthias Mander	50
Michael Stradal:		
Franz Liszt und das Geschenk der Babèrre	Helmut Stefan Milletich	53
Joseph P. Strelka:		
Dichter als Boten der Menschlichkeit	Alfred Warnes	55
Kurt F. Svatek: Wiener Reminiszenzen	Brigitte Pixner	56
Hubert Tassatti: Die Prozession	Brigitte Pixner	57
Christian Teissl: Die Blumenuhr	Elfriede Bruckmeier	58
Sylvia Treudl (Hg.):		
Manchmal alles manchmal nichts	Ewald Baringer	59
Johannes Twaroch: „Albtraumgeschichten“	Michael Stradal	60
Walter Weiss:		
Wie Kinder unter der Scheidung leiden	Herbert Jan Janschka	61
Karl Edlinger, Walter Weiss:		
(Un)intelligent Design?	Gottfried Pixner	62
Brigitte Wiedl: i schdeh auf wean	Christine Toppelreiter	65
Adam Zielinski: Im Schtetl	Alfred Warnes	66
Neue Mitglieder (Textausschnitte)		68
Ursula Klein		68
Maria Pointner		69
Georg Potyka		70
Martina Sens		72
Jacqueline Gillespie		73
Aus dem Kreis der Mitglieder		76
Auszeichnungen und Erfolge		76
Wir gratulieren herzlich		76
Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder: Pflagner, Gray		77
Nachruf auf Nora Gray von Sela		77
Nachruf auf Margit Pflagner von Binder		78
Aus dem Verbandsbüro		80
Impressum		80

Aktuelles

Das Jahr 2011 ist eines ohne große Jubiläen und doch ist einiges anders als bisher und Neues wird, wie auch Bewährtes, fortgesetzt.

Lesungen

Die Zahl der Lesungen und der Leseorte ist größer geworden und somit hat sich die Summe der Zuhörenden von 2009 auf 2010 fast verdoppelt. Das Lob der Subventionsgeber ist vernehmbar, aber monetär noch nicht ausreichend umgesetzt.

Mehr Lesungen sind nicht nur erfreulich für die Lesenden, für ihr Publikum und für die Außenwirkung des Verbandes, sondern sie kosten zusätzlich Geld! Es ist sicher vielen nicht bewußt, dass eine Lesung ohne Saalmiete den Verband ca. 300 € kostet.

Es sind dies: Die Kopierkosten für die Einladungen, das Porto (trotz E-Mail Versendung an etwa die Hälfte aller Adressaten), welches ab Mai zudem allgemein teurer wird, die Büchertischbetreuung und die Organisation im Vorfeld (Telefonate, diverse Kontakte etc.). Die Saalmieten liegen zwischen 100 und 250 € pro Abend. Mit Getränken und eventuell noch dazukommenden Fahrtkostenzuschüssen oder – kaum möglich – mit Honoraren sind wir an bzw. über der Grenze des Leistbaren. Und trotzdem wollen wir von den häufigeren Lesungen zugunsten unserer Mitglieder keineswegs abgehen.

Die Suche nach günstigen und attraktiven Leseorten war bisher erfolgreich.

Das Literaturhaus ist unser langjähriger und bewährter Leseort, mit derzeit sieben Veranstaltungen im Jahr, doch erfreulich sind für heuer die zusätzlichen Angebote:

- in der Österreichischen Gesellschaft für Musik 3 Lesungen,
- in der Österreichischen Gesellschaft für Literatur 2 Lesungen
- und im Österreichischen Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum 3 Lesungen.
- Besondere Exklusivität bietet das Theatermuseum mit bisher einer Lesung.
- Außer der Galerie Heinrich in der Thaliastraße ist auch die neue Galerie „Die Ausstellung“ in der Laudongasse im Gespräch und das Café Schottenring ist nun auch ein fixer Veranstaltungsort für uns.
- Dazu kommen noch mit je einer Lesung die Alte Schmiede und die Pfarre Hietzing und bei Bedarf gibt es noch andere Veranstaltungsorte.

Die Lesungen finden nun meist zu bestimmten Themen statt, was einer allgemeinen Usance entspricht; zudem gibt es heuer noch Schwerpunktprojekte, die schon im Gange sind. Es sind dies Lesungen aus dem Bereich: Kinder- und Jugendliteratur / Dialektliteratur / Haiku-Dichtungen / Literatur und Musik / Literatur und Wissenschaft.

Die Terminliste der bisherigen und der geplanten Lesungen für 2011 nimmt hier zu viel Platz ein. Diesbezügliche Informationen liegen den Einladungen bei und sind auch auf der Website des Österreichischen Schriftstellerverbandes zu finden.

www.schriftstellerverband.at

Eine für alle literarisch Tätigen wichtige Informationsveranstaltung findet am 27. September im Literaturhaus unter der Ägide der IG Autorinnen Autoren statt, geleitet von Gerhard Ruiss, zusammen mit literarischen Organisationen, so auch mit dem Österreichischen Schriftstellerverband.

Es geht u. a. um Urheberrechtsfragen, um Autorenrechte und um die unterschiedlichen Verlagsangebote, die vom reinen Gewinnstreben bis zum Sinn für den ideellen Wert von Literatur reichen.

Kommunikation

Der monatliche Jour fixe bietet langjährigen und neuen Mitgliedern, ebenso auch interessierten Gästen die Möglichkeit zu informativen und anregenden Gesprächen.

Festgelegt jeweils für den 2. Montag im Monat ist der letzte Jour fixe vor dem Sommer wegen der Pfingstfeiertage schon am Montag, 6. Juni, wie immer 16-18 Uhr im Verbandsbüro. Die Jour-fixe-Termine für das 2. Halbjahr 2011 sind:

12. September / 10. Oktober / 14. November / 5. Dezember (vorverlegt wegen der Dialekt-Lesung am 12. Dezember in der Alten Schmiede).

Wenn Sie dieses Heft vor sich haben, wird die für den 30. Mai festgesetzte **Generalversammlung** mit der darin abgehaltenen Wahl des Vorstandes (einschließlich des Vorsitzes) schon stattgefunden haben. Sie werden per Post bzw. per E-Mail vom Ergebnis verständigt.

Die **Zeitschrift „Literarisches Österreich“** bleibt mit 2 Heften im Jahr, mit dem äußeren Erscheinungsbild und der Auflage von je 450 Stück etwa gleich wie bisher. Dazu kommt aber als Sondernummer ein Themenheft mit dem Titel: „Der Blick aus dem Fenster“, in dem Beiträge aufgenommen werden gemäß der allgemein veröffentlichten, allen Mitgliedern und Interessierten bekannt gegebenen Bedingungen. Die zahlreichen Zusendungen sind vielversprechend. Dieses Themenheft wird voraussichtlich am 14. Dezember im Literaturhaus vorgestellt.

Wenn es finanziell möglich ist, wird auch im nächsten Jahr ein Sonderheft herausgegeben.

Rede-Gegenrede

Einleitung

In dieser Ausgabe 1/2011 starten wir mit einer zusätzlichen neuen Rubrik mit dem Titel: **Rede und Gegenrede**.

Vorgesehen sind Gastbeiträge zu aktuellen Themen, literarische Extras, sowie Pro- und Contra-Beiträge ohne die Schnellschuss-Dynamik von Leserbriefen.

Allzu viel Platz können wir jedoch dafür nicht anbieten, da wir immer an die finanziellen Möglichkeiten denken müssen, die den Heftumfang bestimmen.

Peter Klein

Wozu lesen? (über einen liebenswürdigen Anachronismus)

Es gehört zur lieb gewonnenen politischen Folklore Österreichs, rituell die immer gleichen Probleme zu beschwören. Zweimal im Jahr meldet sich die Fremdenverkehrswirtschaft und befürchtet einen Rückgang der Besucherzahlen. Um dann, nach Ende der Saison, zufrieden zu vermelden, dass eh alles wieder ursuper war. Einmal pro Jahr meldet sich die Bundeswirtschaftskammer und prangert die verwerfliche Praxis der Schwarzarbeit im Lande an. Freilich ohne zu fragen, warum Menschen lieber einen polnischen oder kroatischen Alleskönner für eine Wohnungsrenovierung engagieren als vier verschiedene Meisterbetriebe zum dreifachen Preis. Und Jahr für Jahr melden sich Bildungseinrichtungen und die in ihnen beschäftigten Forscher um den sogenannten sekundären oder funktionalen Analphabetismus zu beweinen. Etwa 300.000 Österreicherinnen und Österreicher, fundierte Untersuchungen liegen bis zum heutigen Tag nicht vor, können, so die Schätzungen der Bildungsforscher, zwar Buchstaben erkennen, einzelne Wörter und sogar Sätze entziffern, sie können aber nicht „sinnerfassend“ lesen. Bei diesem Artikel beispielsweise wären sie schon längst ausgestiegen – vorausgesetzt, sie hätten überhaupt angefangen ihn zu lesen. Die sekundären oder funktionalen Analphabeten können häufig keine Gebrauchsanweisungen und keine Beipackzettel lesen, von langatmigen Feuilletons und erst recht von dem, was man als ernst zu nehmende Literatur bezeichnet, ganz zu schweigen. Etwa ein Fünftel aller Pflichtschulabgänger, sagt uns die Leseforschung, ist nicht im Stande, einen gelesenen Text inhaltlich wiederzugeben. Furchtbar, klagen das gebildete Österreich und die Wirtschaft unisono. Bildung braucht das Land und qualifizierte Arbeitskräfte, die nächste Pisa-Studie wird wieder peinlich werden, so ein reiches Land und so viele blöde Menschen. Die Frage, wozu Menschen in einer bilderdominierten Welt, in einer Welt der Piktogramme und Symbole, in einer Welt des Fernsehens, des Internets und schriller Boulevard- und Gratiszeitungen eigentlich Thomas Mann oder zumindest Donna Leon lesen können müssen, wird hingegen nicht gestellt. Stellen wir sie also.

Die gesellschaftliche Bedeutung des Lesens basiert, vor allem seit der Erfindung des Buchdrucks, auf der Tatsache, dass das Wissen dieser Welt in Texten, Dokumenten, Zeitungen, Zeitschriften und Büchern gespeichert und damit zugänglich ist. Erwachsen, gebildet und tüchtig ist nur, wer im Stande und willens ist, dieses Wissen zu erwerben. Während, wie der französische Historiker Philip Ariès in seiner „Geschichte der Kindheit“ eindrucksvoll dokumentiert, die Kindheit im Mittelalter noch vor dem zehnten Lebensjahr endete – weil alles, was es zu wissen und zu erfahren gab, durch gelebte Praxis erworben werden konnte –, hat sich, nach Gutenberg, die Kindheit als Lernzeit stetig verlängert.

Die alltägliche Erfahrung reicht zum Verständnis der Welt längst nicht mehr aus. In der Folge hat sich, Schritt für Schritt, die Schulzeit verlängert. Die „Reifeprüfung“ legt man heute mit 18 oder 19 ab, bis ein Studium abgeschlossen ist, kann es dann, wie wir wissen, noch einige Jahre dauern. Fernsehen und vor allem das Internet könnten die Phase des Wissenserwerbs nun wieder wesentlich verkürzen. Wenn sich Achtjährige Pornos im Internet anschauen können, müssen sie nicht mehr unbedingt darauf warten, bis sie mit zwölf oder vierzehn „aufgeklärt“ werden. Wenn Wissen und gesellschaftliche Orientierung über bilddominierte Medien verbreitet werden, muss man nicht mehr unbedingt dicke Wälzer studieren. Wenn aus Wörtern und Sätzen Kürzel werden – man denke nur an Grußformeln in E-Mails oder an die zum Teil äußerst kreativen SMS-Kürzel – ist es nicht mehr notwendig, geschliffene, vollständige Sätze zu formulieren. Smartphones und andere Hightech-Geräte kommen heute ohne schriftliche Gebrauchsanleitung aus. Sie erschließen sich gleichsam von selbst und begründen damit einen Teil ihres Erfolgs. Möglicherweise stehen wir am Beginn eines neuen Zeitalters. Der Anfang vom Ende der Lesekultur scheint eingeleitet. Dem Lesen von Sachbüchern und Romanen könnte bald ein ähnlicher Stellenwert zukommen wie dem Studium des Altgriechischen oder des Sanskrit. Lesen könnte bald etwas für Liebhaber werden, eine Orchideenwissenschaft für Spezialisten und für Menschen mit Muße und Zeit. In einer auf Effizienz und Zeitökonomie ausgerichteten Welt ist das Verhältnis von Informationsgewinn und investierter Zeit beim Lesen von, sagen wir, Marcel Proust „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ oder auch des neuen Romans von John Irving nicht gerade günstig. Allein die Privilegierten werden hinkünftig die Zeit dafür aufbringen können, das Prekariat hat anderes zu tun. Und Lustgewinn, wenn auch anderen, erfährt man beim Konsum schnellerer Medien auch. Der Klage über den sekundären oder funktionalen Analphabetismus wohnt ohne Frage ein gewisser Zynismus inne. Die technologische und ökonomische Entwicklung hat, geradezu zwangsläufig, eine Entliterarisierung der Gesellschaft zur Folge. Man kann heutzutage auch ohne Bücher ein funktionales Mitglied dieser Gesellschaft sein. Reiseführer werden durch Audio-Guides ersetzt, seit es Navigationssysteme gibt, sind sogar Straßenkarten überflüssig. Einen Vorteil freilich hat die Tatsache, dass allein in Österreich Hunderttausende zu den funktionalen oder sekundären Analphabeten gezählt werden müssen. Für die Bildungsbürger wird es wieder leichter, sich abzugrenzen. Da mittlerweile ja auch das Proletariat BMW fährt, Tennis und sogar Golf spielt, bleibt als sicheres und brauchbares Unterscheidungsmerkmal immer noch der Stolz auf die

eigene Bibliothek. Über Nichtleser lässt sich leicht die Nase rümpfen. Denen aber ist das ziemlich sicher völlig wurscht.

Beitrag aus der Ö1 club-Zeitschrift „gehört“ mit freundlicher Genehmigung des Autors Peter Klein, Literarchef von Ö1.

Christian Teissl

Künstlerpaare (Auszug aus einem Beitrag aus der Zeitschrift Parnass)

Im abendländischen Kunst- und Kulturbetrieb wurden die Hauptrollen lange Zeit so gut wie ausschließlich mit Männern besetzt. Frauen traten daneben vornehmlich als Edelstatistinnen – als Muse oder als Modell – in Erscheinung; ihr Los war es, verewigt zu werden, während es als die natürliche Bestimmung des Mannes galt, sich selbst zu verewigen.

Bis weit herauf in die Zeit der Moderne waren es lediglich weibliche Ausnahmeseinungen, denen es gegen alle Widerstände gelang, in dieser männlichen Domäne Fuß zu fassen, und nicht wenige von ihnen waren dazu verurteilt, ihr Lebtage lang im Schatten großer, weithin anerkannter männlicher Künstlerpersönlichkeiten zu stehen. Exemplarisch hierfür sind die Lebensschicksale von Camille Claudel und Frida Kahlo. In beiden Fällen ließ erst die Nachwelt ihnen und ihrem Werk jene Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen die Mitwelt schuldig geblieben war. Das Kino hat dazu wesentlich beigetragen, in besonderem Maße bei Camille Claudel. Als sie 1943 einsam und verlassen im Irrenhaus starb, war sie dem breiten Publikum völlig unbekannt, ihre erhaltenen Arbeiten waren über verschiedene französische Provinzmuseen verstreut. Die – weitgehend männliche – Fachwelt hatte ihr Urteil gesprochen und sie als Rodin-Epigonin abgestempelt. Dieses Urteil wurde von der nächsten Generation übernommen und weiterverbreitet; dann aber kam das Jahr 1989 und Bruno Nuyttens Regiedebüt „Camille Claudel“ mit Isabelle Adjani in der Rolle der Camille und Gerard Depardieu in der Rolle Rodins. Dieser ungemein erfolgreiche Film änderte alles, machte aus der Künstlerin eine weithin bekannte, ja, geradezu populäre Figur und öffnete ihrem Werk die Tore der großen Museen.

Dem Regisseur und Drehbuchautor Nuyttens ist zugute zu halten, dass er sich nicht nur auf die verhängnisvolle Liebesgeschichte zwischen dem Meister Rodin und seiner Schülerin Camille konzentriert und sie zum Melodram verwässert, sondern auch die künstlerische Arbeit der beiden eindrucksvoll zur Darstellung gebracht hat. Unvergesslich etwa sind die Szenen, in denen Camille, nach ihrem Bruch mit Rodin, abgeschieden und isoliert, von Verfolgungswahn und Verschwörungstheorien gepeinigt, in einer kargen, lichtarmen Werkstatt berserkerinnenhaft an ihren Skulpturen arbeitet, um dann viele von ihnen, in einem Anfall von Zorn und Lebensüberdruß, mit ihren eigenen Händen zu zertrümmern. Selten wurden die Qualen des schöpferischen Menschen, seine inneren Widersprüche und Zerrissenheiten, sein gefährliches Schwanken zwischen Narzissmus und Selbsthass, so eindringlich dargestellt wie in diesen Szenen.

Ein weiterer Vorzug dieses Films besteht darin, dass er nicht mit einem simplen Opfer-Täter-Schema arbeitet. Camille ist hier – wie auch in der historischen Realität – kein bloßes Opfer Rodins; aus ihrer Liebesbeziehung, die vor allem an den gesellschaftlichen Konventionen scheitert und an den Widersprüchen zwischen Ideal und Wirklichkeit zerbricht, gehen sie beide als Verwundete hervor. Mit seiner Liebe zu Camille ist es Rodin durchaus ernst und auf ihre Meinung in künstlerischen Belangen legt er überaus großen Wert, doch ist er einfach nicht imstande, sich von seiner langjährigen Lebensgefährtin Rose Beuret, der Gefährtin seiner schweren, entbehrensreichen Jahre, zu lösen. Camille will aufs Ganze gehen, Rodin hingegen, zögerlich und verzagt, kehrt auf halber Strecke um, kehrt zurück in das schöpferische Chaos seines Lebens. Depardieu stellt ihn ganz in diesem Sinne dar: als einen verletzlichen Titanen, einen undurchsichtigen Menschen, der aus dem Vollen schöpft und doch immer wieder mit leeren Händen dasteht.

Ernst David

Bemerkungen zu meditativer Lyrik

Zunächst möchte ich folgendes sagen: Ich gehe an mein Thema nicht als Religionswissenschaftler, Theologe oder Germanist heran. Ich bin ein schreibender Homo ludens und nehme als Poet das mir zustehende Quantum Narrenfreiheit in Anspruch. Ich werde es brauchen, denn ich betrete unsicheres Gebiet, und Widerspruch von mancher Seite ist mir gewiß. Eine ungefähre Begriffsbestimmung wird zweckmäßig sein.

In Indien und Ostasien gibt es für die Vielfalt der darzustellenden Übungswege im Wesentlichen nur ein einziges Wort in den jeweiligen Sprachen. Im Westen hingegen wird zwischen Meditation und Kontemplation unterschieden. Als Praktizierender halte ich die Differenzierung für sinnvoll. Leicht kann man z. B. den Unterschied aus dem Blickwinkel des Zen deutlich machen. Meditation ist das Üben mit einem sogenannten „Koan“, wie in der Rinzaigruppe des Zen üblich. Meist stammen die Koans aus der Blütezeit des Zen in China (etwa 7. bis 12. Jahrhundert). Ein Koan ist entweder ein Satz des Meisters oder ein kurzes, oft alogisches und / oder paradoxes Frage- und Antwortspiel zwischen einem Mönch und dem Meister. Das Wortspiel ist allerdings nicht ganz angemessen; es ging eher mit großer Ernsthaftigkeit zu. Der Übende konzentriert sich auf sein Koan, das in der Schlußphase der Meditation meist in den Speicher des Unbewußten hinabsinkt. Tritt nach Ende der Sitzperiode die normale Zusammenarbeit zwischen dem Bewußtsein und dem Unbewußten wieder in Funktion, kann es sein, daß ein Strahl des Verstehens aufblitzt. Dieses Verstehen hat unter Umständen Einfluß darauf, wie das Individuum sich selbst und seine Verflochtenheit mit der Welt der Phänomene wahrnimmt.

Die Shikantaza genannte Übung, die in der Sotogruppe des Zen gepflegt wird, unterscheidet sich sehr deutlich. Sie ist Kontemplation. Das Bewußtsein verzichtet auf mentale Stützen aller Art, ja manchmal auch auf die Beobachtung des Atems. Glückt Shikantaza, scheint das Bewußtsein zu schweben. Es döst nicht und versinkt nicht im

Unbewußten. Im Idealfall ist es klar, aufmerksam und energiegeladen. Konkrete Gedanken oder Bilder hat es nicht vor Augen. Die nicht zielgerichtete absichtslose Aufmerksamkeit des Bewußtseins umfaßt die Tatsache, daß es (nämlich als Bewußtsein) existiert. Überdies „weiß“ es um seine Klarheit und Kraft (Ich habe Anführungszeichen gesetzt, weil dieses Wissen eine andere Beschaffenheit hat als unser Alltagswissen). Wie man sieht, stoße ich bei dem Versuch, die Essenz „zur Sprache zu bringen“, an eine Grenze, treffsichere Worte zu finden.

Man kann davon ausgehen, daß das Gelingen derartiger Übungen Rückwirkungen auf den kontemplierenden Menschen hat, und auf die Gefühlsintensität, mit der sie oder er sich als Teil der Welt erfährt. In allen Weltreligionen gab und gibt es Menschen, allerdings nicht die große Anzahl des jeweils Gläubigen, die Methoden der Meditation und/oder der Kontemplation angewendet haben oder anwenden.

Nach dieser Skizzierung wende ich mich der Frage zu, was ist meditative Lyrik, unter welchen Voraussetzungen entsteht sie und kann sie – im günstigen Fall – irgendeine Wirkung entfalten. Zunächst scheint mir wieder eine Abgrenzung wünschenswert, und zwar zu Reflexion und reflektierenden Gedichten, der sogenannten „Gedankenlyrik“. Das Feld der Reflexion ist unermesslich. Es gehört einfach zum Wesen des Menschen, nicht nur Alltägliches zu denken, sondern – salopp gesagt – über den Tellerrand hinauszuschauen, und sich letztlich den uralten großen Menschheitsfragen zu stellen: wer bin ich, woher komme ich, wohin werde ich gehen? (falls ein weiteres Gehen nach dem Tod stattfindet). Solches Denken ist m. E. dem Menschen so natürlich und selbstverständlich wie die Atmung. So hoch ich auch das Denken schätze, möchte ich doch festhalten: Denken ist nicht Meditation. Reflektierende Gedichte sind nicht per se meditative Gedichte.

Meditative Lyrik beleuchtet hingegen einen Weg, der in der Übungspraxis eingeschlagen wurde, oder versucht, das Prozeßhafte eines derartigen Vorganges in sparsamen Worten anzudeuten oder – cum grano salis – zu beschreiben. Selbst innerhalb des Traditionsstroms ein- und derselben Religion gibt es meist eine Vielzahl von Meditationsformen, und eine ungleich größere Anzahl von Themen. Daher ist die Bandbreite an möglichen Variationen uferlos.

Der oder die Schreibende kann sich dem gewählten Thema gedanklich nähern. Eine frische, ursprünglichere und authentischere Quelle wird hingegen angezapft, wenn die Autorin oder der Autor selbst praktiziert. Tritt dieser Mensch aus der Stille der Übung wieder hinaus in die Welt der Töne, Bilder und der manifesten Dinge, kann er dieser Welt seine Erfahrung, aufbereitet durch seine kreativen Fähigkeiten, in komprimierter Form hinzufügen.

Was kann meditative Lyrik? Sie kann neugierig machen, sie kann Lust wecken etwas derartiges auszuprobieren. Sie kann ermuntern und ermutigen, sich durch eine medi-

tative Praxis mit Sinn und Seinsgewißheit „aufladen“ zu lassen. Überdies kann sie das Gemeinschaftsgefühl derjenigen stärken, die sich als Wanderer auf den dargestellten Wegen verstehen. Schließlich möchte ich noch einen Aspekt nicht übergehen: ein gutes meditatives Gedicht kann – wie jedes gute Gedicht – einfach Freude bereiten. Freude über einen gelungenen, in sich stimmigen Ausdruck menschlicher Kreativität, der in dem Gemüt der oder des Betrachtenden etwas zum Mitschwingen bringt.

Als Praktizierender bin ich doch selbstkritisch genug, um die Gefahr zu sehen, die geschilderten Techniken zu überschätzen. Und zwar gegenüber den viel weiter verbreiteten anderen Arten, sich vertrauensvoll, glaubend und/oder erkenntnisdurstig dem großen Geheimnis hinter den Lebewesen und den Dingen zu nähern und gegenüber den starken und prägenden Gefühlen der Liebenden. Schließlich aber auch gegenüber den vielfältigen Möglichkeiten, sich anderen Menschen und ihren Bedürfnissen zuzuwenden.

Abschließend noch die Frage: Gibt es kontemplative Lyrik, kann es sie überhaupt geben? Wir stehen vor einem Paradoxon. Kontemplation ereignet sich im Schweigen, jenseits der Worte. Sparsame und subtile Hinweise sind vorhanden; nach meinem Verständnis sind die besten nonverbal. Sie fallen nicht heraus aus der umfassenden Stille.

(alte Rechtschreibung)

Rosemarie Schulak

Zum Thema Jugendbücher: Prof. Wilhelm Meissel und sein Werk

Für Kinder- und Jugendliche ist das Lesen nie bloß ein Aneinanderreihen von schönen Geschichten; immer ist es zugleich das Betreten einer Aussichtsplattform zur Welt.

Die Perspektive, die wir Kindern von einem solchen Aussichtsplatz aus vermitteln, kann manchmal so etwas wie Schicksal für sie sein. Denn was sie da aufnehmen, im Gedächtnis oder im Unbewussten bewahren, bleibt Teil der Grundausstattung für ihre spätere Gefühls- und Wahrnehmungswelt, für Aufmerksamkeit, Verständnis, Teilnahme, Interessen; für ihre Fähigkeit zum Mitgefühl. Aus Büchern können sich Denkwege und Zielsetzungen ableiten, ein weites Feld von Sachinteressen und Möglichkeiten kann sich erschließen – oder auch nicht. Niemand kann wollen, dass sorglos verbreitete oder mangelhafte Lektüre das seelisch-geistige Wachstum der nächsten Generation außer Acht lässt, dass ihre Neugier ohne Anregung bleibt, ihr soziales Miteinander sich zu wenig entwickelt; oder gar, dass unverarbeitete Bewusstseinsinhalte und Mängel – Bildungswege verbauen.

Sprachlich sorgsam durchdacht, verhilft das gute Jugendbuch nicht nur zu genauerem und praktischem Denken und Sprachgebrauch, es gibt Anstoß zur Öffnung nach außen hin; zu Vertrauen, Selbstvertrauen und Hoffnung; alles Voraussetzungen für die Liebe zum Leben und zu den Menschen; für Humor und Daseinsfreude, für Lebensmut und den Weg zum Erfolg.

Prof. Wilhelm Meissel hat eine große Zahl wunderbarer Jugendbücher geschrieben, viele auch für Erwachsene. Darin werden Begebenheiten des täglichen Lebens und praktische Mitmenschlichkeit intensiv erlebbar, um in der Folge Bestandteil des jugendlichen Ich werden zu können. Das ist wichtig und unverzichtbar, besonders für junge Leute, denen Vorbilder fehlen. Denn Verständnis füreinander, Hilfsbereitschaft und Vertrauen müssen bereits in frühen Jahren erfahrbar werden. Bleiben solche Erfahrungen aus, können diese wichtigsten Grundlagen für geglückte Lebensführung später nur mit großen Schwierigkeiten erworben werden. Psychologen sprechen von der heilenden Kraft, die sich in guten Büchern verbirgt. Sie kommt über Gemütsbildung zustande und wird da zur Grundlage für soziales Leben in Familie und weiterem Umfeld, für die Erfassung von Problemen aller Art, ihre möglichen Lösungen, und dadurch für das Erkennen von Lebensaufgaben und Lebenssinn.

Immer gibt es Erwachsene, die Vorbild sein können auf Grund von Erfahrung, Wissen, Bemühen, Verantwortungsbewusstsein und freiwilliger Anstrengung für Menschen in Not. Diese Eigenschaften sind nicht von vornherein im Menschen verankert, sie müssen von Kindheit an erlebt, gedacht, gewollt und geübt werden.

Bücher können dazu verhelfen. Wer sich allerdings Wunder von Zaubergeschichten erhofft, wird es schwerer haben im Leben. Zaubershüte in Büchern geben nur vor, Probleme zu lösen. In Wirklichkeit sind sie Ablenkung, Symptom für Realitätsflucht, nach Sigmund Freud Krankheitszeichen; die sollten eher Ausnahme bleiben, wie unlängst der junge Filmheld einer aktuellen Zaubergeschichte auf die Frage nach seiner Rolle erklärt: Heute, sagt er, schäme ich mich dafür.

Im Gegensatz zur lebensfernen, virtuellen Welt der Filmtricks und Computerspiele sind Prof. Wilhelm Meissels Bücher Vorbild für lebensnahe, klare Nüchternheit, für Vermittlung von Sachwissen und selbstlosem Engagement. Das mit dem Österr. Staatspreis und dem Preis der Stadt Wien ausgezeichnete Abenteuerbuch „Die Spur führt in die Höhle“ ist ein fein komponiertes Werk, das die Lebenswelt einer leider wenig beachteten, dreisprachigen Minderheit an unserer östlichen Landesgrenze zum Thema hat. Neben kleinen Problemen der Dorfjugend, die plötzlich zum großen Problem werden, machen tätige Anteilnahme und eine dramatische Rettungsaktion unter extremen Bedingungen den Roman zum Erlebnis. Wie viel Detailwissen in solchen Werken steckt, wie viel Aufwand, lässt sich nur ahnen. Mit Seil, Pickel und Profi-Ausrüstung in felsige Abgründe unter Tag ...

Professor Meissel hat in seinem Leben viele Gipfel erklommen, daher gibt es auch viele Berg- und Abenteuerbücher, in denen reale Hilfeleistung für Menschen, behutsamer Zuspruch in physischen und psychischen Nöten, den Kern der Inhalte bilden: im Buch „Der Überhang“, „Die Klette“ u. a. Immer geht es um Gerechtigkeit und Liebe, um Freundschaft und Lebensmut. Andere Buchtitel sind: „Waggon auf Gleis 7“, „Geheimnis des blauen Hauses“, „Das Loch im Verstand“ u. a. Besondere Aufmerksam-

keit verdient der Flüchtlingsroman „Der Weg über die Grenze“ im Zusammenhang mit dem 2. Weltkrieg. Ort der Handlung, die eher für Erwachsene gedacht ist: Die Berggruppen zwischen Österreich und der Schweiz.

Vieles wurde auf Reisen erlebt: in Europa, in Afrika und über Jahrzehnte in Kenia, wo das Ehepaar Wilhelm und Brigitte Meissel seit mehr als 25 Jahren Schulgründer und Erhalter einer Primary School im Gebiet der El Molo ist, eines Restvolks in der Basalt-Wüste am Rudolfsee. Vorbild für dieses gewaltige Hilfswerk ist der Naturwissenschaftler und Polarforscher Fritjof Nansen und seine weltberühmte, praktisch-politische Wirken während der Hungerkatastrophe nach dem 1. Weltkrieg. Die Biographie dieses außergewöhnlichen Mannes, „Held ohne Gewalt“, darf wohl als Hauptwerk Prof. Meissels gelten.

Eine andere Biographie behandelt die Afrikareise von Henry Morton Stanley, auf den Spuren Livingstones, „Der große Kiongozi“. 5 Hörspiele gab es im ORF, eines über Henry Dunant; bekannt sind auch Übersetzungen aus dem Englischen, so Mark Twains „Tom Sawyers Abenteuer“, und viele literarische Besonderheiten aus Afrika. Prof. Meissel war Verlagsgründer, Herausgeber von Anthologien und Leiter der Wiener Städt. Büchereien. Besonders dankenswert aber ist eine speziell wienerische Einrichtung des Ehepaars Wilhelm und Brigitte Meissel: „Der literarische Salon“ in der Hadikgasse: jahrzehntelang Ort für literarische, musikalische und menschliche Begegnungen.

Rezensionen

Die Rezensionen über die Neuerscheinungen unserer Mitglieder sind, wie gewohnt, alphabetisch gereiht.

Wie schon gelegentlich in früheren Ausgaben, sind auch diesmal nicht alle angekündigten Rezensionen rechtzeitig eingetroffen. Sie werden im nächsten Heft erscheinen.

Aus diesem Grund gibt es nun auch keine Ankündigung von künftig zu rezensierenden Neuerscheinungen.

Diese sind übrigens auf der Website des Verbandes aufgelistet.

www.schriftstellerverband.at

Ferner wird wieder darauf hingewiesen, dass die Länge einer Buchbesprechung kein Kriterium für eine Wertung ist.

Es ist überdies auch vertretbar, dass es gelegentlich zwei Rezensionen über ein Buch geben kann. Und das ist dann auch wiederum keine Wertung gegenüber jenen Büchern, die nur mit einer Besprechung präsentiert werden.

Die Rezensionen sind in der jeweils individuellen Rechtschreibung der Rezensentinnen und Rezensenten verfasst.

Ilse Brem

LICHT AM HORIZONT

Gedichte

Illustrationen von Ilse Brem. Mit einem Vorwort von Univ.-Prof. Dr. Etela Farkasova.

**Berenkamp Buch u. Kunstverlag, Hall in Tirol, Wien 2010, 140 Seiten
ISBN 978-3-85093-919-5**

Erkenntnis // über die Welt suchend / siehst du aus dem Fenster / in sie hinein// ...". Präziser könnte diese Aussage Ilse Brems über ihr lyrisches und, parallel dazu, zeichnerisches Schaffen, kaum gelingen. Außen- und Innenwelt, Verbales und Nonverbales, eines des anderen Gegengewicht und Ergänzung, so wirken Gedichte und grafische Formen als höchst eigenwillig strukturierte Gegensätze zusammen.

Erschreckende Bilder der Realität, ja Grausamkeit und Gemeinheit, kommen zur Sprache, während das Zarte, das Weiche und Gute oft sich bedeckt hält und im Abseits zu resignieren scheint. Diese zweifachen Perspektiven, durch Wort und Bild im Verein doppelt eindringlich verdeutlicht, sind anderswo kaum zu finden. Hier aber dienen beide Kunstformen gemeinsam der Balance in einer gefährlichen Zweipoligkeit der Weltsicht, dienen der genauen Beleuchtung des Themas Seele und Welt, sowie der Aufgabe jedes Künstlers, den Menschen Spiegel zu sein und Antwort auf ihre Fragen nach Ziel und Identität. Ilse Brem erfüllt diese Aufgabe mit schmerzlicher Genauigkeit. Ihre Gedichte bilden, zusammen mit den spinnwebhaft zarten zeichnerischen Arbeiten, eine wichtige, weil harmonisierende Einheit; heilsam besonders in den Abschnitten düstester Melancholie: „Die Dächer / stehen schwarz / und schief. / ... / Die Macht der Finsternis hat das Land ergriffen. / Was für ein Leid! / Was für eine schwarze, / überflüssige Zeit!“ Erschütternd in ihrer Illusionslosigkeit, sind derlei Welt- und Menschenbilder im Stande, Denkprozesse in Gang zu bringen: über ein fremdbestimmtes Leben, über Machthaber und Verführbarkeit; doch bleiben sie nie ganz ohne tröstliche Aussicht. Ist auch die Welt von einem Einzelnen nicht zu ändern, „... entpuppt sich / der bürgerliche Gesellschaftsapparat / als Menschen verzehrender Moloch. // und dieses Land, diese Länder / ein wimmelndes Grauen / hinter der Fassade der Scheinkultur“, – so kann doch dem menschlichen Bewusstsein durch die Benennung des Übels Erkenntnis erwachsen, ein Blick gelingen über Verzweiflung und Ohnmacht hinaus.

Mit solchen Themen, schlank und fein formuliert, gelingt es Ilse Brem, zu überzeugen. Das Bittere wird mit der Süße einer innersten Empfindung verglichen: „in meinem Mund / süße und saftige / Früchte des späten Sommers. // Ein unachtsamer Biss / auf den Kern verrät / wie nah bei der Süße / die Bitterkeit ist.“ Bis endlich in Momenten kontemplativer Ruhe, mit einem Buch in der Hand, im Angesicht eines Dichters, die Auflösung dualistischen Erlebens in ein friedliches Einverständnis mit dem großen

Ganzen gelingt, und alles sich zu verwandeln scheint: „Unmerklich strömen / Welt und Herz ineinander / und ich schreibe / auf die Sonnenseite / meines Lebens. // dass ich leicht / wie eine abgeworfene Schwanenfeder / ins Unendliche / treibe.“

Hier und jetzt jedoch, auf der Suche nach einem lebbareren Leben, ruft Ilse Brem Menschen und Landschaften ihrer Kindheit wach; Orte der Sehnsucht, aus deren Kraftfeldern Glaube, Liebe und Hoffnung einst ihre Nahrung zogen, die es in dieser paradiesischen Form aber nicht mehr gibt: „Gefällt / wurde der Baum / ihrer Kindheit“. Auch dieser Traum muss – menschliche Tragik schlechthin? – kühler Ernüchterung weichen, was Ilse Brems Lyrik, wie ja auch ihrer Prosa, eine unverwechselbar melancholische Note verleiht. Die Trauer mündet im Selbstgespräch, am Ende im Schweigen. „So viel Unsagbares pocht, / um Freilassung bittend, / an die Schläfen. // Die Erfahrung weiß, / es wird innere Rede / bleiben.“

Gerade da aber scheint die Dichterin sich an jenem Punkt zu befinden, an dem Mensch und Mensch einander am nächsten sind: in der Erfahrung sprachlosen Ausgesetztseins, „hoffend, / dass uns im Staub verbindet, // was uns im Leben / trennte“ und erst am / Wolkenacker“ vereint.

Rosemarie Schulak

Ernst David

SPURENELEMENTE.

Lyrik | mit Illustrationen von Friedrich Danielis, Franz Schwarzinger, Erhard Stöbe und Herwig Zens

edition hic@hoc 2010, plattXform Johannes Martinek Verlag, Perchtoldsdorf
ISBN 978-3-8502885-4-4

Wer die Literatur Ernst Davids kennt, die in ihrer Intensität gewichtigen Lyrikbände, findet in diesem Band eine, noch mehr als bisher, auf Wesentliches reduzierte Verdichtung seines bisherigen Werkes.

In der analytischen Präzision und in der knappen Kausalität seiner Sprache mögen sich auch die beruflichen Interessen und die Erfahrungen des Juristen Ernst David ausdrücken. Doch etwas in seinen Gedichten bewirkte immer schon, in diesem Band aber besonders, die Unverwechselbarkeit in Konstruktion und Aussage.

Seine an anderer Stelle abgedruckten „Bemerkungen zu meditativer Lyrik“ geben Aufschluss darüber. Ernst David bezeichnet sich darin nicht nur als schreibender „Homo ludens“, sondern er differenziert die Übungswege, die zu meditativer Lyrik führen und vergleicht, mit der Kenntnis langjähriger Studien, die ostasiatische mit der westlichen

Sicht. Die daraus folgende Unterscheidung von Meditation und Kontemplation weist den Zugang zu diesen „Spurenelementen“.

Die Worte in seiner Lyrik sind jeweils so aufeinander bezogen, dass Teilzitate daraus zu neuen Aspekten führen. Von Bedeutung sind auch die unterschiedlichen Wortabstände und Zeilensetzungen.

Allein schon partielle, bildhafte Wahrnehmungen führen durch erkennendes Beobachten zur Durchlässigkeit zwischen Ahnung und Gewissheit, zum Wandel von Sichtbarem zur Transzendenz.

schleuse zwischen gegenwarten / ... beendete sie ihre jagd nach sinn /... erführe sie im mückentanz über dem wasser / das geheimnis bewegt zu sein in stille ...

Es ist wichtig und sinnvoll, diesen gedanklichen Wegen und auch Umkehrschlüssen – wie z. B. in den *Traumstücken* – zu folgen. ... *asche in den bächen / silben noch versengt ...*

Die Mystik in Ernst Davids karger Spracharchitektur lässt die Übergänge und Grenzen offen zwischen dem Überschreiten des Bewusstseins in eine andere Seinsebene und der christlich-philosophischen „unio mystica“.

... nicht e i n gedanke erhebt sich / solange das leuchten in der klaren tiefe anhält...

Es geht hier tatsächlich um ein Gewahrwerden von geistigen Spurenelementen, sie werden merkbar beim Lesen mit ungeteilter Aufmerksamkeit und erschließen sich allmählich und unaufdringlich.

... die worte werfen schatten / aber sie verfinstern nicht ...

Trotz äußerer Glätte, die reale Bilder mit Abstraktem verbindet, sind die Gedichte innerlich so vielgestaltig, dass sie bei wiederholtem Lesen changieren wie die Facetten eines Kaleidoskops.

Besondere Beachtung verdient die differenzierte, historisch-philosophische Nachbemerking von Helmut A. Niederle, der auch auf die Seelenverwandtschaft Ernst Davids mit Ernst Schönwiese hinweist.

Die Illustrationen von Friedrich Danielis, Franz Schwarzinger, Erhard Stöbe und Herwig Zens sind höchst unterschiedlich und impulsreich. Sie sind jedoch als eigenständige künstlerische Aussagen zu verstehen und nicht als auf die Gedichte bezogene Ergänzungen.

Sidonia Binder

Johannes Diethart

VERGISS MEIN BRAVES GESICHT

Aphorismen

Österreichisches Literaturforum, Weißenkirchen in der Wachau und Wien, 2011; brosch. 77 S

Aphorismen, meinen manche Leute, seien rasch geschrieben, zwei oder drei Zeilen, selten mehr, was man sich halt so denkt, was den Menschen beschäftigt, wenn er Zeit hat um nachzudenken, über Gott und die Welt, über alles halt, was so mit dem Leben zusammenhängt. Welch ein fataler Irrtum! Ja, es kann vorkommen, daß diese zwei oder drei Zeilen ganz plötzlich da sind, daß man sie ohne langes Nachdenken aufschreiben kann, weil sie einfach perfekt sind, weil man das, was sie aussagen, einfach nicht besser sagen und aufschreiben könnte, aber es kann auch ganz anders sein. Manchmal nämlich fließt in diesen zwei oder drei Zeilen (oder gar nur in einer!) zusammen, was der Mensch ein Leben lang zu einem bestimmten Thema gedacht und endlich in die ihm passendste und perfektste Form gebracht hat. Daß er endlich weiß: so und nicht anders will ich es aufschreiben, so soll es stehen bleiben. Eine bessere, eine knappere, eine perfektere Formulierung finde ich nicht.

Gleich auf der ersten Seite findet sich der Versuch einer Definition: „Gedankenkrümel manchmal kosmischen Ausmaßes“. Und auf Seite zwei: „Aphorismen sollen nicht nur klare Antworten geben, sondern vor allem provokante Fragen aufwerfen“. So läßt sich eine Art Aufgabe formulieren, wenn man beim Lesen dieses Bändchens nicht gerne völlig davon absehen würde, eine solche zu suchen. Hier denkt und schreibt einfach ein gescheiter, kritisch denkender, nachdenklicher Mann, der über genügend Ironie verfügt, um das, was er überlegt, worüber er nachgedacht hat oder was ihm, siehe die oben erwähnte Möglichkeit, blitzartig eingefallen ist, mit einer, wie man das einst genannt hat, „spitzen Feder“ für sich selbst und andere festzuhalten. „Nicht hinter jeder Maske kommt ein Gesicht zum Vorschein“, heißt es auf Seite 17, besser könnte man, was mit dem Titel wohl ausgedrückt werden soll, kaum sagen. Hinter der braven Maske steckt hier der kritische Betrachter unserer Welt, dem bei aller Scharfsichtigkeit die Fähigkeit noch nicht abhanden gekommen ist, sie trotz aller Fürchterlichkeiten, die sich in ihr ereignen, mit jener Art von Witz zu betrachten, den man braucht, um die Negativa wahrnehmen zu können, ohne daran zu verzweifeln. Jener Witz also, den man zugleich als Waffe und als Schutz verwenden kann.

Ilse Tielsch

Elisabeth Escher

HANNAS SCHLAFENDE HUNDE

Roman

Edition Tandem Salzburg - Wien, 2010, 144 Seiten

ISBN 978-3-902606-43-3

Die Kindheitsidylle, auf die Elisabeth Escher in ihrem Roman zurückschaut, ist nur eine scheinbare. Nicht von den oft zitierten fröhlichen, unbeschwerten Kindheitstagen ist hier die Rede, sondern vom „Sturz in die Kindheit“. Denn das Buch handelt von „Kindertraurigkeit, nicht Glück“. Dass es dennoch ein wunderschönes Buch geworden ist liegt nicht zuletzt an der Sprache, die, ohne einfach zu wirken, dieses Gefühl des Kindseins heraufbeschwört, in dem die Zeit ein wenig langsamer dahinfließt, der Löwenzahn noch gelb wie die Sonne ist, und ein dunkler Keller das Fürchten lehrt. Kindheiten sind selten Idyllen, und schon gar nicht kann eine Kindheit die pure Idylle sein, wenn die Großmutter und die Mutter ein Geheimnis mit sich herumtragen. Sie sind jüdischer Abstammung und konnten die Zeit des Nationalsozialismus nur im Verborgenen überleben. Wer jedoch ein solches Leben, geprägt von Angst, geprägt von Erpressungen hinter sich hat, ist für sein Leben gezeichnet. Und das spürt die kleine Hanna. Da können Mutter und Großmutter noch so intensiv schweigen, die Last, unter der diese beiden Frauen lebten, teilt sich dem Kind mit.

„Damals: Im Damals versteckt sich das Geheimnis. Dunkel muss es sein, dieses Unaussprechliche, so viel ahnt Hanna, denn undurchsichtig wird der Blick der Mutter und trüber noch werden die blinden Augen der Großmutter, wenn das Kind nach dem Damals fragt. Was ist mit den Geschwistern der Großmutter geschehen? Vier Brüder habe sie gehabt, hat ihr die Mutter einmal erzählt, aber ... *Aber*. Alles scheint mit diesem *Aber* zu enden.“ (S. 7)

Nichts also ist wirklich friedlich in der Welt dieses Mädchens, auch wenn vordergründig das Leben in einer österreichischen Kleinstadt, das Leben in einer Siedlung mit viel Natur rundherum, die Familie mit Großmutter, Mutter, Vater, Kind, Tante und Onkel geradzu idyllisch wirken könnte. Doch nur auf den ersten Blick, denn sobald Hanna an dieser friedlichen Oberfläche auch nur ein klein wenig kratzt, öffnet sich der Blick in dunkle Geheimnisse, wird offenbar, was auch Hanna im dunklen Keller geschah. Und während rundherum, auch vom streng katholischen Vater, Vergangenes und Gegenwärtiges tunlichst verdrängt wird – das Mädchen Hanna muss sich all dem stellen. Die schlafenden Hunde werden geweckt.

Mit diesem Buch gelang der in Wels in Oberösterreich geborenen und heute in Salzburg lebenden Elisabeth Escher eine Familiengeschichte der besonderen Art, ein Buch gegen das Verdrängen, ein Buch, das hinter Privatem, hinter einer Familienchronik, einen gesellschaftlichen Zustand offenbart.

Judith Gruber-Rizy

C. H. Huber**DIE POESIE DER WASCHSTRASSE****Gedichte**

Skarabaeus Verlag, Innsbruck, Bozen, Wien 2011

ISBN 978-3-7082-3294-2

Der Lyrikband ist in 5 Abschnitte unterteilt. Die „poesie der waschstraße“ ist einer davon und gleichzeitig auch der Titel eines der in dem Band befindlichen Gedichte. Der Lyrikband wirkt auf den ersten Blick eher schmal, doch sehr schnell fällt auf, dass er inhaltlich trotzdem sehr facettenreich und von bedeutendem Umfang ist. Das ist vor allem darauf zurückzuführen, dass in den Gedichten eine sehr tiefgreifende und umfassende Lebenserfahrung spürbar wird.

Die Themen verfügen über eine erstaunliche Spannweite und beachtenswerten Tiefgang. Hier wird mit lyrisch und menschlich geschultem, liebevollem Blick genauestens beobachtet. Dieser permanente, lebensbegleitende Beobachtungsvorgang vereint Innen- und Außenwelt zu einem kreativen Ganzen. Erst danach werden Formulierungen gefunden, werden Sprachbilder aufgebaut und umgesetzt, die das lyrische Empfinden höchst eigenständig zum Ausdruck bringen.

Die verschiedensten Lebenskulissen werden verschoben, skelettiert und neu zusammengefügt, um durch das lyrische Wort an die wesentlichen Essenzen des Lebens so nahe wie möglich heranzukommen. Dass das Gewicht der Worte nicht die Sicht auf annehmbare und nachvollziehbare Perspektiven verstellt, liegt an dem feinen, manchmal durchaus selbstironischen Humor, der die Gedichte wie eine zarte Melodie begleitet. Die Tonlage vermeidet jeden Pathos. Selbst in jenem Zyklus, der sich im Abschnitt „ständiger begleiter“, im Lichte des Alterns, sehr intensiv mit der möglichen Todesnähe auseinandersetzt, finden sich Momente, die zum lyrischen Schmunzeln einladen. Das ist eine Stärke, die den innovativen Tonfall der Gedichte ausmacht.

Es sind Sehnsuchts-, Fernweh-, Landschafts- und (Über)lebensgedichte, die Lust darauf machen, in die kluge, von Liebe und auch konstruktiver Distanz geprägte, tiefschürfende Lebenswelt der Lyrikerin weiter vorzudringen.

Julia Rafael

Lore Hübel**LIEBE MIT 18 – LIEBE MIT 80**

Creative Management International Edition, 2010

ISBN 978-3-940190-05-5

„... dass auch mit gebrochenen Zahlen das Spiel gelingt“: Mit diesem – trotz allem Vorangegangenen hoffnungsvollen – Satz schließt der Band „Liebe mit 18 – Liebe mit 80“ von Lore Hübel. Die in Klosterneuburg lebende Dichterin – für sie gilt dieser bisweilen schon anachronistisch anmutende Terminus ungebrochen – beging vor Kurzem ihren 80. Geburtstag. In der Nachkriegszeit bewegte sie sich im Kreis um Autoren wie Artmann und Okopenko, die sie schätzten, war dann jahrzehntelang pädagogisch tätig und fand im Ruhestand wieder zu ihren literarischen Adern, schreibt beseelte Lyrik und Prosa, ganz ohne Verpflichtung, irgendwelche zeitgeistige Vorgaben zu erfüllen.

Der Titel des vorliegenden Buchs mag unbedarfte Leser in die Irre führen, doch weder an juveniler noch an gerontologischer Erotik interessierte Voyeure werden hier fündig. Während die erste Erzählung „Rüdiger“ einen Romanentwurf aus den Vierzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts vorstellt, verfasst mit dem Überschwang der damals achtzehnjährigen Autorin, nimmt „Roland“ – berührender Nachruf auf einen wahrhaft geliebten Menschen – vergleichsweise geringen Raum ein. Und doch enthält gerade dieser knapp gehaltene Text die Essenz eines Lebens, einer Liebe, eines Verlusts, so dicht, als wäre er die Essenz aller Leben, Lieben, Verluste.

Liebe und Verlust sind bereits Jahrzehnte früher zentrale Themen, wengleich sehr religiös verbrämt. Religiosität stellt nach wie vor ein wesentliches Motiv im Werk von Lore Hübel dar, doch angesichts des letzten, wahrscheinlich schwersten Verlusts muss auch dieser Trost weichen: „Und sie rief Gott an und hörte die Antwort: ‚Dieser Teilnehmer ist zur Zeit nicht erreichbar!‘ Zur Zeit nicht erreichbar. Das war es.“ Ausweg bietet der Schachcomputer, nicht weniger als alles steht auf dem Spiel, Fluchtversuche nach Paris oder anderswohin sind keine realen Optionen. Erst zuletzt, in der Tiefe des Traums, begegnet sie einem Menschen „von hoher Gestalt“, der „ganz ohne ihre Schwäche zu belächeln ihr sagte, wie sie rechnen müsse.“ 62 Jahre liegen zwischen schwärmerischem Opfermut und klarsichtiger Trauer. Lore Hübel hat einen Weg zurückgelegt, der rückblickend zum Ziel wurde, auch wenn er, wie sie schon vor 15 Jahren in einem Gedichtband schrieb, nicht weit führt: „Du stehst / und schreist. Du gehst / du reist / und weißt / du kreist. Du stehst / und schreist.“

Auch der Schrei kehrt nun wieder. „Ein Schrei stößt durch die Nacht. In diesem Schrei erwacht sie. Sie ist der Schrei auf der Brücke, alles blutet in ihr, ihre Adern seufzen wie erlöst in weicher Erschlaffung. Da hört sie ihn wieder. So war auch sein Schreien gewesen in seinem Netzbett-Kerker. ‚Was für ein idealer Bühnenschrei!‘ Sein erlöstes

Bubenlächeln über diesen Spott, und er schreit noch einmal, aber gespielt, wie vor lauschendem Publikum.“

Ja, auch mit gebrochenen Zahlen kann das Spiel gelingen. Es tut gut, das zu wissen, sehr gut.

Ewald Baringer

Im Durchblättern gleich an einer Stelle hängengeblieben: „Man könnte die Augen schließen und von Blumen träumen, aber das Schicksal wird deine Augen erbarmungslos aufreißen, und all die Blumen werden Gräber sein ...“ und dann später als Nachhall einer tiefen Beziehung: „Liebe mich, liebe mich weiter ... auch nachher ...“ Worte, die Leben und Ewigkeitsanspruch dichterisch in eins fassen. Lore Hübel ist in der Welt und erhebt sich über sie, beständig auf der Suche nach Transzendenz, auch wenn das aus der durchaus romanhaften Gestaltung nicht expressis verbis hervorgeht. Hübel bringt jenen poetischen Realismus zuwege, der die österreichische Literatur seit Saar, Eschenbach, Petzold u. a. kennzeichnet: das Auge für die Armut, auch jene des Geistes, das Ohr für den Aufschrei des Menschen vor Gott. Es wird rasch klar, dass es sich bei den Protagonisten um reale Gestalten aus dem Leben der Autorin handelt, die sie vom Stil her allerdings differenziert behandelt: von der Liebe der 18-jährigen wird mit dem Eifer der Jugend möglichst viel und verklärend gesagt, bei der 80-jährigen überwiegen Atemlosigkeit, Flucht in die Verknappung. Wo im ersten Teil noch religiös-philosophische Sequenzen überwiegen und die breite psychologische Erfassung einer im Grunde hundsarmen Priestergestalt mit den Augen der „anbetenden“ Frau, wo Märchen und Sagen anklingen, entsteht dort die abwägende Bilanz dessen, was war und was noch kommen wird, bzw. wozu die (Geld)mittel noch reichen...

Der Band ist eigentlich ein Lehrstück dessen, wie Literatur sich im Abstand von 60 Jahren entwickelt und unterscheidet – wie die junge Autorin ganz „den Mann“ in den Mittelpunkt rückt und die von jenem erträumte Mädchengestalt eher peripher vorbeihuschen lässt als Widerschein und Möglichkeit, und wie das Alter im Heute, frei und reif geworden, sich vorne an die Rampe stellt und der geliebte Partner nur mehr Objekt, fast Kulisse ihres Lebens sein darf. „Mit 18“ werden noch Zeitgeschichte, Nazi-Terror, Bombenkrieg, Hungerjahre, Suche nach neuen Idealen und gelebte Volksfrömmigkeit thematisiert, „mit 80“ steht sie innerhalb aller (Mode)-trends unserer ver-rück-baren Zeit, eine alte Dame, die ihrem eigenen Wollen lebt und die Schach spielt – gegen den Tod. Das jugendliche Schreiben ist einer kalkulierbaren Nüchternheit gewichen, aber es fokussiert noch immer die alte Glut ihr hohes Wissen um bleibende Werte: „Ich sehe, dass unter dem Wasser die Krone liegt ...“

Bei Lore Hübel finden wir viel poetische Melancholie und jene profunde Wahrhaftigkeit, die einfach anrührt. Ihre Stilmittel sind sehr subjektive, man muss sich einlesen. Sie formuliert leichthin, manches gerät eher charmant als regelgemäß. Sie riskiert ohne Ängstlichkeit auch kleine Webfehler im Sprachlichen, aus der Fühlung des Herzens her-

aus, das eben so und nicht anders diktiert hat. Man spürt in fast jeder Zeile die Wortkraft der Lyrikerin. Szenische Entwürfe, Dialoge und Betrachtungen fließen zu Gemälden zusammen, ob es um Schicksal, Leid, Freude oder Ekstase geht. Darin ist sie unvergleichbar. Sie zeichnet nicht einfach prosaisch-chronologisch auf, sie spricht, sie berichtet, besser noch: sie beichtet. Sie steht immer mehr vor dem Schöpfer als vor dem Leser. So empfinde ich das.

Eva Kittelmann

Axel Karner

CHANSON GRILLÉE Gedichte

Wieser Verlag, Klagenfurt 2010, 61 Seiten
ISBN 978-3-85129-900-7

Axel Karners lyrisches Bestiarium bietet ein breites Spektrum an Tieren, aber auch an Eigenschaften und Verhaltensweisen. Wo Sie nun den Hund, die Fliege, die Ziege oder die Gelse vermuten, dort findet sich auch oder erst recht sehr viel Menschliches.

Karner verlässt den Weg des Bestiariums, denn er möchte nicht moralisieren, sondern nähert sich den verschiedenen Tierarten über den Tod. Inspiriert durch die Lithografie „Ein Grashüpfer kämpft mit dem Tod“ des mexikanischen Malers Francisco Toledo, entwirft der Autor eine Verbindung zu den Menschen, zu Typen, Verhaltensweisen und Haltungen.

Illustriert wurde der Band von Anne Seifert, die diese Gedichte kongenial begleitet. Leider ist aus dem Buch nicht mehr von der Künstlerin bzw. der Zusammenarbeit von Dichter und Malerin zu erfahren.

Axel Karner ist ein genauer Beobachter – gut, das sollte ein Präfix jedes Dichters sein, – und er kann das auch in dementsprechende Worte und Wortmäntel hüllen, wie in „gelsen“ (Nummer Sieben): „sprach // mögen die gelsen / im blut erliegen // die toten / unter der haut / von menschen / schwärmen // geschlachtet wird / auf blankes salz / gelegt“. Oder im vorangestellten Gedicht „grille“, das schlussendlich titelgebend war: „ein stück melone / meine liebste / am galgen // den magen heben // dann im morgenrot / singt die asche / chanson grillée“.

Ob Traum oder Wirklichkeit, ein gewisses Schauern vermittelt Axel Karner seinen Leserinnen und Lesern; eine lyrische Art von „Spiel mir das Lied vom Tod“.

Rudolf Kraus

Grille und Ameise gleich auf den ersten Seiten – ist hier ein Verweis auf Fabeldichter Jean de La Fontaine enthalten? Neugierig lese ich weiter:

grille // ein stück melone / meine liebste / am galgen // den magen heben // dann im morgenrot / singt die asche / chanson grillée

Dieses namensgebende Gedicht steht übrigens dem Band sozusagen als Motto voran. Von der leichtfertigen Grille ist nur noch die singende Asche und eine Verballhornung geblieben. Also keine, oder nur sehr entfernte Paraphrasen auf moralisierende Fabeln, wie auch Gedicht 1 zeigt:

ameise // dort / um die ecke / wo die tyrannen / übergehen // in nackte ameisen // tarnt / mittendurch / ein riss // gepanzert / geflügelt / von einem ohr / zum andern Dennoch, im Tierbild steckt das Menschenbild. Wo wir nichts mehr erkennen, erkennen wir uns selbst. Der Dichter skelettiert das Animalische, bis der Leser erschrocken das Buch zuschlägt. Oder verstört auflacht. Der Humor lauert, wie immer bei Karner, im Verborgenen, schlägt hinterrücks zu und ist schon wieder weg.

elefant // traum / elefant / lass ihn fliegen / sagt die bedienung // nimmt / den abfall / der schlächter / für den der fette / von oben / geld zusteckt.

Die „geschundene Kreatur“, ein Ausdruck, der von Berufenen und Unberufenen meistens nur auf das vom Menschen vergewaltigte Tier bezogen wird, schließt in diesen Texten Opfer und Schlächter mit ein. Ob den Sündenböcken und ihren Vertreibern, rachsüchtigen Makrelen und „bürgerschweinen“, in Karners Bestiarium geht es allen an den Kragen. Übrigens hält seine poetische Welt auch für Poeten keine Rosen bereit: jaguar // mag / der kleine wortspieler / wüten // enthauptet / die katze / mit kurzem zischen / diesen gerissenen / bastard

Axel Karner, 1955, in Zlan, Kärnten geboren, lebt in Wien und unterrichtet evangelische Religion, darstellendes Spiel und soziales Lernen. Woher stammen wohl die meisten Exemplare seines fallenreichen Tiergartens? Aus der Religionsgeschichte, dem Schulalltag oder seiner Oberkärntner Heimat?

Was Karners Gedichte jenseits der schrägen Bilderwelt so unverwechselbar macht, ist die bei seiner sprachlichen Knappheit erstaunliche Vielzahl möglicher Deutungsebenen. Der Leser selbst hat das Objekt nie zu Ende gehäutet. Ganz preis gibt es sich nie. Besondere Erwähnung verdienen die Illustrationen von Anne Seifert, bei denen das inflationäre Prädikat „kongenial“ ausnahmsweise zu Recht verliehen werden kann. Witz und Reduktion der Graphiken ergänzen die 28 Gedichte des Autors auf anregendste Weise.

Wolfgang Ratz

Lisa Lercher

ZORNIGE VÄTER Kriminalroman

Milena Verlag, Wien 2010, 200 Seiten

ISBN 978-3-85286 196-8

Wozu sind Männer bereit, wenn es um das Sorgerecht für ihre Kinder und gegen die Ex-Frauen geht? Und wozu sind Männer bereit, wenn es für sie zu verhindern gilt, dass sich ihre Frau von ihnen trennt?

Weiter, als sich die meisten von uns vorstellen können, das jedenfalls ist der Ausgangspunkt von Lisa Lercher in ihrem neuesten Kriminalroman „Zornige Väter“. Gleich zu Beginn ihres Romans schenkt sie dem Leser/der Leserin nichts, wenn sie schildert, wie ein österreichischer Polizist seine türkische Frau tötet, weil sie sich wegen seiner Gewalttätigkeiten von ihm trennen wollte.

Lisa Lercher weiß sehr wohl, wovon sie spricht, war doch lange Jahre ihr beruflicher Arbeitsschwerpunkt dem Thema Gewalt gegen Frauen und Kinder gewidmet. Nun verarbeitet sie schon seit längerem diese Thematik nicht mehr in Fachbüchern, sondern in spannend angelegten Kriminalromanen (alle im Milena Verlag erschienen).

Wie schon in einigen ihrer früheren Krimis ermittelt auch bei den „Zornigen Vätern“ das Frauenduo Anna und Mona. Anna, die Magistratsbeamtin vom sozialen Notruf, Mona die Journalistin und stark geforderte Alleinerzieherin. Im Mittelpunkt der Ermittlungen der beiden Frauen steht eine radikale Väterorganisation, deren Hauptakteur nicht gerade zimperlich vorgeht, wie Anna und Mona bald feststellen müssen. Wohl um der politischen Korrektheit willen darf dann aber auch ein zorniger, aber letztlich „guter“ Vater nicht fehlen, der gegen eine unfähige Mutter agiert.

Spannend, das muss man zugeben, ist der neue Krimi. Wenngleich er bei weitem nicht so subtil beschreibt wie Lisa Lerschers – auch verfilmter – Kriminalroman „Die Mutprobe“. Dazu sind hier viele der Figuren etwas zu stereotyp gezeichnet, gibt es zu viele Dialoge, in denen zu hölzern erklärt und debattiert wird. Vor allem aber denkt Frau sich beim Lesen, dass die Ermittlerinnen Anna und Mona doch nicht andauernd so naiv sein dürften, wie sie da beschrieben werden. Selbst bei der aufkeimenden Liebesgeschichte stellt sich für die Leserin die Frage, warum denn die sonst so gescheiterten Frauen immer gar so blind daherkommen müssen.

Alles in allem aber ist es ein sehr spannendes und aktuelles Thema, dem Lisa Lercher ihren Krimi widmet, und schon allein deshalb lohnt es sich, ihn zu lesen.

Judith Gruber-Rizy

Heide Loisel

IN SCHWEBE

Gedichte und Zeichnungen

Edition Doppelpunkt, Wien 2011

ISBN 978-3-85273-198-8

Diese Texte und Bilder lassen sich am besten aus dem beschreiben, was sie gottlob nicht sind: die Aussagen keine Gefälligkeiten, die Metaphern keine Beliebigkeiten, die Verkürzungen keine Schwächen, die Sprünge und Kontraktionen kein Mutwille. Bei Loisel überwiegt nicht das gesuchte Wort, sondern das vom lyrischen Ich unabdingbar Diktierte. Alles ist Wille zur Sprache, nichts Verschleierung, Verschönerung oder Effekthascherei. Nein, alles ist Sinnsuche, Überzeugungsarbeit, auch an (und für) sich selbst, bis die Aus-Sage unüberbietbar bleibt, selbst in der größtmöglichen Paradoxie: „... vertrauen der inneren Lyra des Orpheus nicht umdrehen zur dunklen Erkenntnis die vor dir ein Licht trägt“ (pag. 50). Nur einer von Dutzenden faszinierender Verse voll starker Bilder in glasklarer, einfacher Sprache, mit wenig Adjektiven in schönem Kontrast zu den farblich variantenreichen Illustrationen.

Nichts, was Loisel schreibt, gerät zum Protest; sie entwirft vielmehr eine prozessuale Auseinandersetzung mit sich selbst, denn „im Nordwind bläst eisblaue Erkenntnis“ (pag.50), sie geht souverän hinweg über klischeehafte Behandlung von Leid und Verlassenheit, indem sie in und hinter ihre Texte schlüpft – Texte, die prima vista sogar ironisch anmuten, um dann in die Tiefe dessen zu ziehen, was Loisel sich und uns verdichtet entwirft. Dabei kommt sie nach und nach zum titelgebenden „in Schweben“; sie wechselt die Standorte und Gesichtspunkte, die Perspektiven und die Spannungsbögen – offensichtlich dazu veranlasst, ja getrieben durch vielfache Entbehrungen und Verlassenheiten im persönlichen Leben; man vgl. Nachwort und Biographie. Erst einmal „Schattenfrau“, sitzt sie eine ganze Weile „im Glashaus“, befindet sich „auf der Talsohle“, wird aber schließlich aus dem Schneckenhaus heraus – witzigerweise war dies der Titel ihres frühen Gedichtbandes! – hinübergleiten in die „Neugeburt“ (vgl. Bild VII). Faszinierend zu sehen, wie Loisel von einer Seelenlage in die nächste wandert; sie kennt das Oben und Unten, und sie benennt es: „... ausgebrochen ... vom Hier und Jetzt während ich schweben ... ich bewirke meinen Herzstillstand ... aber mein innerer Defibrillator reißt mich zurück in den Strudel ... zwischen Absturz und Aufwind atme ich wieder ...“ (pag. 58). Sie fliegt in ihren Texten und Zeichnungen zu den „Regenbögen“, sie steigt hinab zu den Schätzen der Welt bis zur „Tabula smaragdina“ und zu den Wurzeln der „Yggdrasil“ – ein spannend nachzuvollziehender Entwicklungsgang „der Frau schlechthin“. Die Illustrationen tragen allen Reiz des Ursprünglichen, sie sind nicht geschönte Kunstfertigkeit, sondern in jeder Phase wahrhaftig. Mit Präzision und Sorgfalt hat Heide Loisel ihre Texte um diese sieben illustrativen Tafeln herum wohlüberlegt angeordnet.

Es ist keine besondere Technik, die Loisel anwendet, sie trinkt aus der natürlichsten aller Quellen, aus dem Sagen dessen, was bewusst gemacht werden muss. Das gelingt ihr makellos und wie selbstverständlich. Sie baut nicht, sie drehselt nicht Verse, bleibt schnörkellos ohne künstliches Brimborium, in allem unablässig dem lyrischen Ich verhaftet. Und findet zu eindrucksvollen Wahr-Worten (die man alle zitieren möchte!), wo es z. B. heißt: „... das Brauchbare bergen ... in dem Bewusstsein, dass einem Umbruch nicht Vernichtung vorausgehen muss“.

Es wäre schön, von dieser Dichterin schon bald ein Buch mit den Liebesgedichten zu haben, die laut Nachwort in diesem Band ausgespart bleiben mussten. Man darf gespannt sein, wie Heide Loisel mit dem „Du“ umgeht, mit den Menschen und ihren Geschichten. Sie hat uns sicherlich noch viel zu bieten.

Eva Kittelmann

Martin Lödl

DER NICHT MEHR GANZ JUNGE MANN

Kurzgeschichten

Verlag Merzinger Pleban, Preßbaum 2011

ISBN 978-3-9501010-9-6

Da bekommt man ein glattes, weißes Buch in die Hand mit dem Titel „Der nicht mehr ganz junge Mann“ und auf der Mitte des Buchdeckels eine schwarze Karikatur – die Figur eines gebeugten Mannes.

Was wird *Frau* also in 41 Kurzgeschichten erwarten? Kurzgeschichten über die Midlife-Crisis der Männer mittleren Alters? Oder etwa gar nur *eines* Mannes?

Beim ersten flüchtigen Durchblättern bleibe ich zudem noch bei der Geschichte Irlandreise hängen. Eine Radiomoderatorin interviewt am Telefon die Urlauberin Sieglinde über ihre Reiseeindrücke.

Radiomoderatorin: „Und – was hat Sie besonders beeindruckt?“

Sieglinde: „Ja, Irland ist ein wunderschönes Land. Überall gibt es Rauchverbot. Überall. Wo man hinkommt. Und das wird dort ganz streng gehandhabt.“

Und so ist es auch wunderschön ...“

Radiomoderatorin: „Aha. Und ...“

Sieglinde: „Ja, und die Kultur, in den vielen Baps und so ...“

Radiomoderatorin: „Aha. Ich sehe da viele Bilder von einem großen See ...“

Sieglinde: „Ja, das ist Loch Ness.“

Radiomoderatorin: „Loch Ness? Aber das ist doch in Schottland!“

Sieglinde: „Ja, das ist in Schottland.“

Also doch: Ein Mann, von der Crisis geschüttelt, beschreibt seine Leidenswege und ist dazu noch frauenfeindlich.

Doch dieser erste Eindruck täuscht – denn ziemlich schnell ist man inmitten schicksalhafter Geschichten, die nicht ausschließlich *den* Mann in seiner Männlichkeit betreffen, sondern viele Fragen des Alltags berühren. Der Autor spiegelt gekonnt Dramatisches und Undramatisches dieser Lebensphase wider und läßt dazu die Protagonisten in seinen 41 Kurzgeschichten „berhardische“ Qualen erleiden. Er zeigt sie uns mit unterschiedlichsten Lebensperspektiven vorwiegend im Beruf, aber auch im Zusammenleben mit seinem Umfeld. Dabei geht er – man könnte fast sagen chirurgisch – vor, denn er analysiert, diagnostiziert und sezziert die Situation des Augenblicks und legt dabei seine Finger zielsicher in die Wunde. Dieser Prozeß kann „schmerzvoll“ sein, denn im Grund sollen wir ja täglich lernen, lange jung und fit zu bleiben.

Die Erzählungen sind zum Teil sehr skurril, aber auch liebenswert, schrullig mit Humor und Witz und doch immer bitter ernst ... wie zum Beispiel die Geschichte des alternden Physikprofessors Gupfer, mit seiner Frage an den Maturanten: „Und wie hieß der große Albert Einstein in seinen Jugendjahren?“ Er erntete beim Schüler als auch bei der hohen Kommission großes Schweigen. „Na Albert Kleinstein natürlich!“ entfuhr es ihm und der Kommissionsvorsitzende ergriff den Schreibstift und schrieb wortlos: „10 Uhr 23, Kollege Gupfer wegen Unpäßlichkeit von der kommissionellen Prüfung entbunden.“ Aber lesen Sie doch bitte selbst ...

Eleonore Rodler (alte Rechtschreibung)

Georg Markus

WAS UNS GEBLIEBEN IST

Das Österreichische Familienbuch

Amalthea Signum Verlag, Wien 2010, 304 Seiten

ISBN 978-3-85002-723-6

Schon eigenartig. Eigentlich bewerte ich Bücher für gewöhnlich eher nach dem Satzbau, nach der Genialität der Wortwahl – und weniger nach dem Inhalt. Die Bücher von Georg Markus haben mir eine andere, besondere Bedeutung des Lesens beigebracht. Ich will wissen, worauf dieser Autor jetzt schon wieder darauf gekommen ist. Und ich bleibe dabei, dass Georg Markus für mich mehr Journalist als Schriftsteller ist, aber er ist für mich der literarischste Journalist der deutschsprachigen Gegenwart. Und: Georg Markus hat mich wieder gelehrt, was es heißt, ein Buch zu verschlingen.

In seinem neuesten Buch beschäftigt er sich mit Einzelschicksalen, überragend eingebettet in die Geschichten bekannter, berühmter und berüchtigter österreichischer Familiendynastien. Das Maßgebende an den 22 Geschichten ist die Tatsache, dass wir nicht längst Überliefertes und sowieso bereits oft Geschriebenes erfahren, sondern dass Georg Markus um absolut neue Recherchen bemüht ist. Ich will nicht zu viel verraten, weil es ja meine Aufgabe ist, Ihnen das Lesen des Buches schmackhaft zu machen. Aber einige Fragen möchte ich Ihnen doch stellen:

Sind die Kennedys mit den Habsburgern verwandt?
 Warum war das Verhältnis der Strauß-Brüder zerrüttet?
 Warum wurde Friedrich Adler für seinen Mord am österreichischen Ministerpräsidenten Graf Stürgkh begnadigt?
 Zählte Magda Schneider zum intimsten Kreis des Führers?
 Warum sieht der amerikanische Regisseur Peter Foges Oskar Kokoschka so ähnlich?
 Entstammt Niki Lauda einer adeligen Familie?
 Wer nannte sich „Paul di Pauli“ und wurde unter seinem bürgerlichen Namen berühmt?
 Ist die Tante Jolesch eine Erfindung von Torberg oder hat sie wirklich gelebt?

Tja, ich habe Ihnen gegenüber einen Vorteil. Ich weiß die Antwort auf diese Fragen. Aber es geht nicht um die Antwort alleine. Es geht um die Art und Weise, wie uns Georg Markus die Antworten näherbringt. Wie schon oben erwähnt: Georg Markus hat mich wieder gelehrt, was es heißt, ein Buch zu verschlingen. Sein Buch zu verschlingen.

Herbert Jan Janschka

Helmut Stefan Milletich

PSALMEN

Mit Illustrationen von Lydia Dürr

edition hic@hoc, Perchtoldsdorf 2010, 168 Seiten

ISBN 978-3-9502885-3-7

Die Anleitungen zum Glücklichein durch Wellness, Fitness und Ernährung füllen die Buchhandlungen, sind in den Medien allgegenwärtig. Über ein Rezept im Umgang mit unvermeidbaren Enttäuschungen, Niederlagen und der Endlichkeit verfügt die Esoterik-Branche nicht. Wenn wir in schweren und schmerzvollen Zeiten vergeblich bei Menschen Trost suchen, bietet sich das Gebet als Hilfe an.

Auf diese Quelle, aus der wir Zuversicht, Hoffnung und Kraft schöpfen, verweist uns H. St. Milletich in seinem neuen Buch.

Mit seinen Psalmen erleben wir ihn nicht nur als großen Lyriker, sondern auch als religiösen Menschen, der ein Bekenntnis zum Göttlichen ablegt. Hier wird Abschied genommen vom Fun- und Event-Bedarf, aber auch vom zeitgemäßen Nihilismus. Dem schrankenlosen Genuss, eine der großen Gefahren für unsere Zivilisation, denn Genuss hat kein Gewissen, wird eine Absage erteilt.

In einer säkularen, religionsfernen Welt sind diese Gedichte nicht nur eine Rarität, sondern Kostbarkeit auf dem gegenwärtigen Buchmarkt.

„Da spürte ich, dass Deine Last / keine Last ist / Deine Prüfung / keine Prüfung, / Da spürte ich einmal / einen Hauch Deiner Ewigkeit / ...“

In diesen Texten wird das Denken und Fühlen zur Melodie, die für ein Leben erklingt, das sich außerhalb unseres sichtbaren Seins befindet.

Wie Martin Buber, den der Autor in seiner Einleitung erwähnt, ist ihm bewusst, dass der Mensch durch den zivilisatorischen und technischen Fortschritt sein kosmisches Wesen verloren hat und nur mehr dumpf dahinglebt.

Werfel schreibt, „dass das Universum ohne einen Übersinn sinnlos sei“.

Ebenso kämpft H. St. Milletich in diesen Psalmen von seiner elementaren Gottverbundenheit aus für den Sieg der Seele über die Materie, damit der Mensch zu einem verantwortlich Lebenden wird und wir in Zukunft bestehen können.

Er teilt seine Ansicht mit dem großen russischen Existenzphilosophen Berdjajew, dass das Böse nur auf immanentem Weg zu überwinden ist.

Obwohl ihm völlig klar ist, dass der reine Geist in dieser Welt niemals siegen wird, korrespondiert er mit dieser Vorstellung.

In der Flamme der Hingabe an Gottes Vorsehung entsteht eine Freiheit, aus der Sinn und Ewigkeit wächst. Eine berührende Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit einem lebendigen Du, die in Gott mündet, wird spürbar. Das Ja zu diesem Du und zu Gott erlöst das Herz im unerlösten Gewebe der Welt, wenn es heißt, „nicht die Weisheit ist es/, sondern das Sprechen in Liebe“.

Die verstreuten Mosaiksteine eines Lebens sammeln sich und fügen sich wieder zum Ganzen einer neuen, harmonischen Ordnung auf höchster Ebene. Das Äußerliche spielt in diesen Texten nur mehr am Rande eine Rolle.

„Gerade hat noch einer eine modische Neuigkeit verbreitet, / aber wir blicken nicht einmal auf /... Über den Horizonten dieser Welt / gibt es andere Welten. / Du musst die Dinge nicht aus der Nichtigkeit deiner Dummheit sehen!“

In diesem Gedicht warnt H. St. Milletich vor den Attrappen und Masken, die uns den Weg zu uns selbst und zu einem schöpfungsgerechten Leben verstellen.

Diese Psalmen haben prophetischen Charakter, wenn sie auf Konfrontation mit den Problemen unserer Gegenwart und Zukunft gehen.

Der Kopf ist zum Herzen gebeugt, wenn es heißt, „spürst du nicht alles in deinem Herzen, / und dafür verlangt die Welt Beweise!? ...“

Der Blick wird auf den göttlichen Knoten im Seil, das die Welt umspannt, gelenkt. Weil Gott nicht einfach unser Gegenbild, der Andere ist, wachsen seine Größe und unsere Demut, je näher wir ihm kommen. Voll Hoffnung wird der Aufstieg zum Licht gewagt.

Es sind Versuche, den eigenen Standort in einer gewandelten Zeit neu zu bestimmen und alte, allgemein gültige, vernachlässigte Werte, wieder ins Bewusstsein zu rücken.

Aus schmerzvollen Erfahrungen und der Erkenntnis der Begrenzung unseres Seins und Schaffens, begibt sich H. St. Milletich nicht nur auf die Suche nach dem Sinn unseres Lebens, sondern auch des Leidens. Dabei kommt er zu dem Schluss, dass es unsere Pflicht und Verantwortung ist, unser Schicksal anzunehmen, nicht, um uns oder anderen etwas zu beweisen, sondern, um uns für Gott zu bewähren, denn die Tragik ahnt die tiefere Versöhnung, wenn in einem Gedicht die Aussage getroffen wird, „dass eine stumme Frage eine Geste heiteren Hoffens birgt, / da du nichts mehr hoffst“.

Viele Gedichte erinnern mich an Charles Baudelaires Vermächtnis: „Mit der Poesie und durch sie hindurch erschaut die Seele die Herrlichkeiten jenseits des Grabes“.

Die Psalmen sind Ausdruck des Dankes und Lobes an Gott für alles, was uns in diesem Leben widerfährt, auch das Leid, weil wir mit dem begrenzten Horizont unseres Denkens Gottes Dimensionen nicht erfassen können und weil es ein Mittel in seinem Heilsplan ist.

Das große Thema dieses Buches ist die Vollendung des Menschen in Gott.

„Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht“, heißt es im 1. Johannesbrief.

Diese Texte bemühen sich, ernsthaft in der Mitte der Welt zu stehen und entlarven ihre Spiele als Scheingefechte.

„Was will einer aus sich selbst gelten in dieser Welt, / da er doch nichts gilt/ und gelten etwas vor jenen, die auch nichts gelten, / und warum opfern sie alle ihr Seelenheil für diese kurze Glorie?!“ ...

„Ich liebe nicht die Sesshaften des Herzens“, schreibt Saint-Exupéry.

H. St. Milletich wagt es in diesen Psalmen, das Herz in die Weite bis in himmlische Sphären zu schicken. Die Produkte von Trauer und Angst werden aufgehoben durch metaphysisches Heimweh, in dem Gottes Antlitz erstrahlt.

Den Satz von Thomas von Aquin „Schön ist, was im Schauen gefällt“, erlaube ich mir, in Abwandlung für dieses Buch zu verwenden, „Schön ist, was im Lesen gefällt“. Diese Psalmen werden allen Lesern gefallen, die „ihr Kreuz nicht nur vor sich her tragen, damit die Bagdadbahn und die Ölgesellschaften bessere Dividenden abwerfen“, wie Franz Werfel den gläubigen Türbedar in seinem Roman „Die vierzig Tage des Musa Dagh“ sagen lässt, sondern um zum Ewigkeitskern unserer Existenz vorzudringen. Wer sich die Zeit zum Meditieren nehmen will, um sein Leben mehr als nur vordergründig zu verstehen, dem seien diese Zeugnisse eines um Wahrheit ringenden Dichters als Lektüre empfohlen. Sie sind eine große Schule für die Seele, und nichts braucht unsere sinnentleerte, materialistische, technisch-mechanische Welt mehr als Seele.

Die den Psalmen beigegebenen Bilder von Lydia Dürr sind, wie der Autor in seinem Vorwort feststellt, mehr als Illustrationen, nämlich eine künstlerische Deutung und Umformung der in diesen Texten enthaltenen Inhalte in das neue Medium Bild.

Christine Nyirady**HERZ-SPUREN 2****Farbe – Liebe – Poesie**

Steirische Verlagsgesellschaft, Graz 2010, 96 Seiten

ISBN 978-3-85489-163-5

Mehrfachbegabte haben oft mit sich selbst, aber auch mit ihren Mitkünstlern zu kämpfen. Zum einen fällt es ihnen schwer, ihre Energien zu bündeln, zum anderen werden sie mitunter von den Kollegen der jeweiligen Zunft nicht voll anerkannt, da man sie als Auch-Schreiber, Auch-Maler etc. abstempelt. Diesen Nachteilen steht aber der unschätzbare Vorteil der gegenseitigen Befruchtung und Ergänzung der Begabungen gegenüber. Was dem Dichter unsagbar bleibt, kann malbar, sangbar, tanzbar sein. Und umgekehrt.

Christine Nyirady ist nach eigener Aussage „nicht eine von vielen / auch keine deiner vielen“. Ihrer selbst und somit wahrhaft selbst-bewusst schließt sie mit den Worten: „ich bin Viele“. Dieses Buch enthält fast 40 ihrer bildnerischen Arbeiten in Mischtechnik, Acryl, Collage und zahlreichen anderen, auch experimentellen Techniken, die in ihrer sinnlichen Vielfalt keine Illustrationen im herkömmlichen Sinn sind, sondern für sich selbst stehen und erst im Kopf des Lesers / Betrachters mit den Texten in Dialog treten. Wobei „Dialog“ ein zu rationaler Begriff für diese glühenden, überschwänglichen Durchdringungen ist, welche die Künstlerin auf literarischer Ebene übrigens ihrer Seelenschwester Oreade in den Mund legt.

Hier zunächst ein kritischer Einschub. Ein „Herz-Spuren 2“ betiteltes Buch noch mit dem werbenden Untertitel „Farbe – Liebe – Poesie“ zu versehen, scheint mir kein guter Dienst am Werk zu sein. Wer die ersten Seiten aufschlägt, wird dies auch ohne redundante Erklärung erkennen. Ein gewisser Hang zum Ausbuchstabieren und Ausmalen der Gefühle bricht leider auch bei Nyiradys Lyrik – im Gegensatz zu ihrer bildnerischen Arbeit – immer wieder durch. Auch die vor manche Texte gesetzten Einführungen wären im Allgemeinen verzichtbar.

Die geradezu synästhetische, metaphernreiche, opulente Sprache ist und bleibt zwar Nyiradys Markenzeichen. Manchmal erreicht sie aber gerade in den zurückgenommeneren Texten größere Prägnanz: Wie der Wasserfall / in die Tiefe bricht, // tosen Worte, / rauschen Farben, / Bild und Wort, / Wort um Bild // in die Tiefe.

oder: Tief auf seinem Herzgrund pocht ihr Herz / wie ein Wunschlos, schillerndes Treibgut. // Ihre Einsamkeit ist sein Schatz geworden, / von dem er nichts ahnt.

Nach einer Epoche, die Reduktion und Askese des Wortes bis zur Selbstverleugnung forderte, folgt vielleicht unvermeidbar der Pendelschlag hin zur Fülle und Überschreitung. Gerade diese Autorin ist aber mit Sicherheit keine, die sich um Moden und Vorschriften schert. Getrieben und beflügelt von den Kräften des Unbewussten, erforscht sie

ihre „fünfte Jahreszeit“. Wie schon die Einführung der Gestalt der Bergnymphe Oreade andeutet, hat auch und gerade das Märchenhafte seinen Platz in diesen Gedichten. Die Liebe in Erfüllung und Enttäuschung blüht und verglüht in metamorphischen Wortbildern.

In der Kraft seines Stammes geborgen / mit ihm verwachsen bis ins Geäst, / verträumt sie sich.

Oder in diesem Bild: In tiefer Ruhe liegt das Meer / auf dem / die Sternendecke schwimmt. // Selbst Steine / sind mit Gold beworfen. / Auf einem sitzen beide. / Die Füße tief im Sand vergraben / wie kleine Muscheltiere. // Eins / mit Meer und Sternenhimmel / und eins / mit der hundertäugigen Stille.

Die Jahreszeitensymbolik zieht sich wie ein bunter Faden durch das Buch, vom „vertonten Herzglück“ des Frühlings bis zur Melancholie des Jahresausklangs: In Kupfergold strahlt König Herbst, / schenkt letzte Glut der hart gewordenen / Erde. Blutig rot im Strauch versteckt, / die letzte Kummerbeere. / In schwarzer Ackerfurche sitzt er still, / der letzte alte Träumer.

und schließlich: Zwischen Rose und Schnee, / eine Atemwelle nur. ...

Wer Christine Nyirady auf ihrem Sinnesweg bis hierher gefolgt ist, wird in ihren malarischen und lyrischen Visionen auch eigene Sehnsüchte und Ängste wieder erkannt haben.

Wolfgang Ratz

Helmut Pacholik**ZEITENWENDE. MARCHFELDSCHICKSAL 1944–1955****Roman**

Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2010, 220 Seiten

ISBN 978-3-902717-08-5

Helmut Pacholik ist ein Flammender, Verströmender, Erwecker, lebenslang das ihm vorgegebene Überschreitender, auf eine „Begeisterung“ hin Aufschließender, die in zahlreichen lyrischen Bekundungen seiner Naturliebe, Weltliebe, Menschenliebe vorliegt. Und in seinem praktischen Einsatz für Wohltaten an Mitmenschen und Behüten von Tieren und Pflanzen ist Helmut Pacholik eine weitem geschätzte Marchfelder Größe. Seine jahrelange kollegiale Treue für den durch einen Schlaganfall gelähmten und verstümmten Groß Enzersdorfer Dichter Friedrich Heller ist beeindruckend, vorbildlich – und auch dankenswert stellvertretend. Pacholiks Einsatz für Naturschutz bewirkte immerhin 1976 das Vorwort des Nobelpreisträgers Konrad Lorenz für seine Schrift „Schatten über dem weiten Land“.

Nun aber, Ende 2010, legt der Gänserndorfer am Beginn seines achten Lebensjahrzehnts seinen ersten Roman vor. „Zeitenwende“ ist dessen zutreffender Titel, doppelt

zutreffend, arbeitet er doch die ganz persönliche Zeitenwende eines Kindes von seinem fünften bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr auf – in jeder Biographie ein dramatischer Umbruch –, im Fall des Romanhelden Robert Bukowsky aber dupliziert und potenziert sich die individuelle Entwicklung durch den Zeit-Raum, in dem sie erfolgt: Den Endphasen, dem Kataklysmus des 2. Weltkriegs in der österreichischen Großebene Marchfeld, östlich Wiens – immer wieder topographisch ungeschütztes Schlachtfeld seit der Römerzeit – diesmal Ort dröhnenden Zerfalls des Hitlerreichs, Schicksale zermalmend ...

Damals und dort lebt der fünfjährige Bub Robert Bukowsky. Seine singuläre Erweckung zur Lebenswirklichkeit beginnt in seinem Obersiebenbrunner Wohnhaus mit dem verheerenden Bombeneinschlag, der seine Mutter tötet. Sein Dasein endet elf Jahre später unter den Rädern eines Militärlastwagens in der Wiener Innenstadt, von einem betrunkenen Besatzungssoldaten just in dem Moment vor die Technischule gesteuert, die Robert besucht als fleißiger Schüler, der täglich mühsam mit der Ostbahn zum Unterricht in die Stadt fuhr.

Der Roman „Zeitenwende“ erzählt die Zeit dazwischen, schildert des Jungen charakterliche Entwicklung, gebrochen durch die stets spannungsvolle, gewaltvolle, leidvolle, einmalig bittere Kriegsphase seiner kurzen Lebenszeit. Doch wie viel Leben konnte sich dennoch entfalten!

Der Berichtstatter Helmut Pacholik hat jene Kriegsschlussepoche im Alter zwischen fünf und sechzehn Jahren mitgemacht, ich habe sie zwischen elf und zwanzig durchlebt; er im Marchfeld, Bezirk Gänserndorf, ich in der Südsteiermark, Bezirk Leibnitz. Jede Einzelheit der von ihm vorgelegten Inhalte und seine Darstellungsweise kann ich bestätigen: Zerbombtes (in meinem Fall gesprengtes) Wohnhaus; Todesängste; Verkommenheit und Sittenverfall; Untergangsorten; tote Mutter, tote Nachbarskinder; Leichen in Wasser, Wald und Flur; Vater verschollen; Notunterkünfte; umherliegende Waffenmassen; marodierende Soldateska; nahestehende vergewaltigte Frauen; menschliche Großtaten vor allem von Frauen; verbotene Wohltaten für Kriegsgefangene; KZ-Überlebende; verstörte Heimkehrer; irritierendes Benehmen ehemaliger Nazis; provisorischer, rudimentärer Schulbetrieb, gute Lehrerinnen, vom Krieg geprägte Heimkehrerlehrer; langsame, misstrauische Rückkehr in bescheidene Normalität oder besser, psychische Konstituierung des Unabänderlichen als Normalität; erste tiefe Naturwahrnehmung, Landschaftsoffenbarung, Poesie und Pietät, erste Liebe.

Aus der „Zeitenwende“ habe ich gelernt, dass die dort geschilderten Hunderten Verhaltensweisen von 1945, die sich voll mit meiner Detailerinnerung decken, archetypisch sind. Ja, wie es im Klappentext des Buches steht: Dieser Text ist ein Dokument! Aber nicht nur für jenen Zeitabschnitt und für moralisches Bewähren und Versagen, sondern auch für die Grenzen, solches Geschehen vollständig und vollkommen zu beschreiben. Pacholiks Buch ist daher auch ein Dokument, wie ein übergroßer, überschwerer Stoff

den Schriftsteller an seine Grenzen verweist. Wie jeden anderen. Beispiel: Der KZ-Überlebende Simon Feldbach, im benachbarten Notverschlag von den Zusammengepferchten hilfreich aufgenommen, wird zum – den verlorenen Vater teilweise ersetzenden – Gesprächspartner Roberts. Doch über die Vorgänge in den nazistischen Vernichtungslagern wird nicht geredet. Weil es eine Sprache zu deren Benennen oder gar Bewältigen nicht gibt. Es bleibt die Rede aus der Ohnmacht eines kleinen leidenden Menschen inmitten satanischen Geschehens, ohne dieses verbalisieren zu können. Nicht Wissenschaft leistet das, auch Kunst nicht, nur authentisch ohnmächtige Zeugenschaft: Es wird viel geweint in Pacholiks Buch.

Dem kürzlich erschienen Essayband (Sonderzahl 2010) der Wiener Übersetzerin und Literaturkritikerin Karin Fleischer entnehme ich folgenden Text (S. 20 ff): „Für alle ... denen es gelingt, Literatur zu machen, gilt, dass sie die Tradition mit ein wenig Leben erfüllen ... auch wenn sie sich damit zufriedengeben müssen, alte Formen weiterzuführen, in der Tradition der realistischen Literatur zu schreiben. Dennoch gelingt es ihnen, etwas von sich ‚einzubringen‘ ... sodass sich daraus eine individuelle Sichtweise... und ein individueller Blick auf die Wirklichkeit ... ergeben. Bei Texten, die diese Kriterien erfüllen, hat man das Gefühl, sie haben eine Tiefe, auf die einzulassen es sich lohnt, sie verfügen über einen Reichtum des Blicks oder des Herangehens an die Dinge, sie lösen eine Fülle komplexer und zuweilen auch widersprüchlicher Regungen aus. Sie bringen eine Wahrheit ans Tageslicht, sind authentisch, ehrlich, zuweilen auch unvollkommen, fehlerhaft ... vermitteln aber dennoch das Gefühl, irgendetwas von der Welt, der Wirklichkeit begriffen zu haben.“

Nicht mit der rauen Könnerschaft des Routiniers ist dieses Buch verfasst, sondern mit Herzblut geschrieben, das ist seine Eigenheit. Diese Prosa ist nicht griffig, trocken, hart, sondern ergriffen, gefühlsvoll, beschwörend. (Die Attribute „wundersam“ oder „unermesslich“ und ähnliche sind unschwer öfter zu überspringen.) Dennoch greift die Erzählung stark in den Wissenserwerb und Bewusstseinsstrom des Lesers ein.

Einige Zitate:

Überall Särge! ... Geöffnete, zersplitterte, geborstene Särge – zu einem wüsten Berg übereinandergetürmt. Der ihm so vertraute Hof mit den aufgeschichteten Brettern, den Leimtiegeln und Töpfen, in dem er so oft gespielt hatte, war nicht wiederzuerkennen. ... der anschließende Trakt der Tischlerei, der als Sarglager diente, war verschwunden.“

„Er kannte dieses Gesicht vom Gefangenenlager gegenüber der Straße – impulsiv schlang er seine Arme um die Beine des Mannes – und weinte.“

„Ich muss noch zu meiner Mutter, bevor ich an die Front gehe, und ich möchte, dass du mich begleitest. Ich bitte dich darum, Marlene!“

„... bei den Russen ums Essen betteln, mit gleichaltrigen und älteren Buben raufen ... ließen Robert Bukowsky altern, ... nicht im Äußerlichen, aber in seiner Seele altern ... verschlagen und hinterhältig, um für sich und seine Geschwister Michael und Gisela ... ein Überleben zu sichern.“

„Er hatte eine Armbanduhr aus der Hosentasche gezogen, die er einem betrunkenen Russen gestohlen hatte, und sah angeberisch ... auf das Zifferblatt, so als würde er sich bestens mit Uhren auskennen.“

„Die Buben duckten sich noch tiefer ins hohe Gras des Straßengrabens, als sie die T-34-Panzer wahrnahmen. Die Luft war erfüllt von Höllenlärm. Die Straße über ihnen bebte, als die nicht enden wollende Kolonne, keine zwei Meter weit weg, an ihnen vorüberzog.“

„Munition in ganzen Paketen, Patronen verschiedener Kaliber, Gewehre, Pistolen, Granatwerfermunition, Stiel- und Eierhandgranaten, zerschlissene Uniformen ... Munitionsgürtel ... eine Fundgrube für die Buben.“

„Der Martin, der Motz und der Ritschi – sind tot ... Die Größeren ... haben die Waffen, die wir im Schlosspark gefunden haben, gesprengt.“

„Nach wie vor besaß er, wie die meisten Kinder in der Klasse, nur ein Heft für drei Unterrichtsfächer oder lediglich Zettel ... geschrieben wurde mit Bleistiften und Bleistiftstummeln, den sogenannten ‚Verlängerern‘.“

„Ein paar Kartoffeln, einen halben Liter Milch, ein Hühnerei oder zwei, ein bisschen Salz und Zwiebeln und eine Speckschwarte, an der noch ein Ansatz geselchtes Fleisch war, eine Köstlichkeit für eine Graupelsuppe.“

„... die beißende Kälte spürte er nicht mehr. Siedende Schneefahnen tanzten über die brachen Felder.“

„Viele kleine, goldene Sonnen der Hufblattblüten säumten den Weg der beiden, hinaus ins Quellgebiet des Stempfelbaches, zum Speltengarten. Vor ihnen lag die scheinbar noch schlafende Erde – mit den überschaubaren, weithin gedehnten Schachbrettmustern der Felder.“

„Blasse, magere Gestalten, in schäbige Mäntel gehüllt, stiegen wankend aus den Viehwaggons. Viele Kinder sahen ... ihre Väter zum ersten Mal!“

„Im Zuge des Wegräumens von Schutt und Trümmern kamen auch so manche Baustoffe zu Tage, die Mangelware waren. Ziegel, Stück für Stück! Sie wurden gesäubert – alter Mörtel wurde mit dem Hammer abgeschlagen – und gestapelt, zur Wiederverwendung hergerichtet.“

„Am Ortsgraben, der sich gemächlich in sanften Mäandern durch die kurz gemähte Dorfweiese schlängelte und zwischen dem Insel-Häuserblock im Anger, gut an die hundert Meter weiter, heimlich zu versiegen schien, wuchsen Halme, Rispen und Gräser – Beifuss, Kletten und Eseldisteln, Ranken, Blüten und Blätter.“

„Für die vielen leidgeprüften Menschen des Marchfeldes bedeutete die Zuckerrübenkampagne die erste große Erwerbs- und Arbeitsmöglichkeit der Nachkriegszeit, und linderte die Not ... nachhaltig!“

„Tage des ziellosen Umherschweifens in der flimmernden Glut der Sommersonne, an denen es nach Minze und Kamille roch, nach Staub und Stroh und Brot, und dem ... süßen Duft unter ... blütenkochenden Linden.“

„Fern, als schmaler Streifen, dunkelte der Wald über den Horizont empor. Große weiße Wolken zogen über den weiten Himmel des Marchfeldes. Turteltauben gurrten schläfrig in den Feldgehölzen.“

„... dunkel, wie ein schwarzer Flor hoben sich die Karpaten im Osten am Horizont empor. Und im Norden als schmaler Streifen, der Wald mit seinen mächtigen Föhren und dem vielfarbigem Blätterboden ...“

Die existenzialphilosophische und fundamentaltheologische Einwertung dieses nur 16 Jahre währenden juvenilen Lebens des gefühlstiefen und gutherzigen Robert Bukowsky bleibt ohne Abhandlung durch den Romancier. Zu Recht wohl, denn die Funktion der Belletristik ist die Phänomenologie, nicht die Universalinterpretation. Beide Disziplinen freilich stimulieren einander im Gehirn des Rezipienten. Die Erschütterung, ja Erschlageneheit angesichts einer solchen immanenten Absurdität ist freilich einen weiterführenden Fragesatz wert. Helmut Pacholik liefert ihn mit dem letzten Atemzug des letzten Kapitels: „Der Lebensfaden zerrissen! Vielleicht die intensivste Begegnung zwischen Mensch und Gott ...“

Noch einmal aus der neuen Literaturtheorie Karin Fleischanderls: „Man kann ... auf alle Werte sehen, die den Menschen im Lauf der Geschichte teuer waren, auf Gefühle wie Trauer um unwiederbringlich Verlorenes, Hoffnung auf ein anderes, besseres Leben – Gefühle, die sie bevorzugt der Literatur anvertraut haben.“

Treffend formuliert – auch anwendbar auf den Dank an Helmut Pacholik, der in bester Absicht und Kraft solcher Literaturlauffassung einen Beleg geliefert hat.

Möge dieses Buch in vielen Häusern seiner Altersgenossen, deren inzwischen längst erwachsenen Kinder und aller seiner Marchfelder Mitbürger zu deren bleibendem Nutzen aufliegen.

Matthias Mander

Irmgard Perfahl

WORTE BALSAMISCH

Edition Trianon, Frankfurt a. M. 2010

ISBN-978-8372-0842-9

Schon beim ersten Gedicht „Valse Arienne“ wird man mit der französischen Sprache bekanntgemacht, für die die Autorin eine große Vorliebe hat. Das Gedicht „Variation“ ist ganz in Französisch geschrieben. Sie setzt vom Leser, von der Leserin ein vielseitiges Interesse für verschiedenste Wissensbereiche voraus, wie für Musik, Geschichte, griechische Mythologie, Latein, Philosophie, Medizin, Physik, Literatur, Religion.

Die Autorin schreibt ohne Reim, in freien Rhythmen, ein einziges Gedicht, ALTER SCHLOSSGARTEN ist in Reimen verfasst.

Beim Lesen wird man in viele Lebenserfahrungen und Naturerlebnisse hineingenommen. Die Grundstimmung vieler Texte ist Sehnsucht, Wehmut, besonders in den Herbstgedichten. Die Erinnerung an die Kindheit lässt sie im Gedicht „BIRKENHAIN IM HERBST“ aufleben: „So sanft fallen die Blätter / wie goldener Schnee / wie Sterntaler ... es waren Sterntalermärchen / worüber wir weinten als Kinder“.

Ein kurzes Gedicht, das einen seltenen Augenblick festhält, fast wie ein Haiku, hat mich sehr beeindruckt:

„SCHWALBE // Es wippt noch der Zweig / vom Abflug des Vogels / so heftig und stark / war sein Schwung / denn er muß übers Meer / Es ist Herbst es ist Zeit / und er muß übers Meer.“

In dieser Kürze entsteht ein lebendiges Bild, in dem man den Abflug des Vogels förmlich spüren kann und vor sich sieht.

Ein großes Thema ist der Tod. Im „TODESTRIPTYCHON“ nimmt die Autorin die Bilder eines gotischen Flügelaltars zum Vorbild, mit Texten von Homer, Ferdinand Raimund und eigenen Texten.

Das Thema der Organtransplantation wird angesprochen im Gedicht „HIRNTOD: Stirb jung und gesund deine Mutter / braucht dringend ein Spenderherz ...“, im Gedicht „HERZ“ wird das rein anatomische Herz gegenübergestellt der Warmherzigkeit und Barmherzigkeit eines Menschen.

Das Geheimnis unserer vieldeutigen, manchmal unverständlichen Welt sieht Irmgard Perfahl in der rätselhaften Schrift der HIEROGLYPHEN oder der KEILSCHRIFT verborgen. Dazu passen die Schwarz-Weiß-Bilder (Fotomontagen) des Künstlers Gerhard Brandl. Er deckt einen Teil der Berglandschaft mit einem geometrischen, weißen Feld ab und überlässt es der Fantasie des Betrachters, sich den abgedeckten Teil zu ergänzen.

Das eigentliche Anliegen der Autorin erfährt man erst im letzten Gedicht „GESPRÄCH“. Sie möchte das Glück erleben, dass Gespräche tief werden, dass sie in ein Zauberland führen, wo man flüssiges Gold am Grund sehen kann und die Worte balsamisch klingen. Balsamisch mögen die Worte sein – heilsam und lindernd.

Solche Gesprächspartner zu finden sieht sie nicht als selbstverständlich an, es muss eine Glücksstunde sein, in der so ein Gleichklang gelingt und sich ein „traumgrünes Sinn-Paradies“ auftun kann.

Ich glaube, dass ich mit Irmgard Perfahl und mit ihren Texten ein gutes Gespräch geführt habe und kann nur vielen Lesern empfehlen es auch zu versuchen.

Ilse Pauls

Brigitte Pixner

DIE MASCHINENPREDIGT

Roman

Wien 2010

Hitler, Stalin, Mao und Pol Pot wollten die Menschheit verändern, indem sie alle umbrachten, die nicht in das von ihnen gewünschte Schema des neuen Menschen passten. Professor Thaddäus Lorbeer hat Ähnliches vor: „Ich will nicht den neuen Menschen schaffen – zu viele sind daran gescheitert. Aber ich will und werde ihn verbessern und so auch bessern – im besten Sinn!“

Das klingt harmlos, ist es aber nicht: Denn nach und nach stellt sich heraus, dass er die Menschheit nicht verbessern, sondern abschaffen will. An die Stelle der Menschen sollen die von ihm konstruierten Homomaten treten – Roboter mit menschlichem Aussehen und menschlicher Intelligenz. Sein bisher größter Erfolg war die Erschaffung des Panzerglashomomaten Alias, der alle geistigen Qualitäten eines Menschen hat und noch einige übermenschliche Fähigkeiten dazu – er kann sich zum Beispiel unsichtbar machen. Aber Professor Lorbeer hat über sein Ziel geschossen: Wie sich herausstellt, kann Alias den Professor durchschauen und ihm entgegenarbeiten. Noch etwas kann der Professor (nebst vielem anderem): er kann in das Gehirn eines willigen Menschen einen Hirnschrittmacher einsetzen und ihm dadurch seine eigenen Gedanken und Ziele eingeben, um sie – und damit sich selbst – in diesem anderen Menschen weiterleben zu lassen. Eine beunruhigende Vorstellung.

Der Roman spielt einerseits in der Großstadt Terkala, die auffällige Ähnlichkeiten mit Wien hat, vor allem eine auf österreichische Art funktionierende Ministerialbürokratie, andererseits in dem von Professor Lorbeer geschaffenen Traum- und Phantasereich, das von der vermutlich im 21. oder 22. Gemeindebezirk von Terkala gelegenen Milchstraße zugänglich ist. Professor Lorbeer ist nämlich nicht nur ein Wissenschaftler, so wie wir uns einen solchen vorstellen, sondern er hat die Kräfte eines Zauberers, mit denen er jeden Zauberer aus jedem bisher erschienenen Märchenbuch übertrifft. Natürlich spiegelt sich in seiner Zauber- und Traumwelt auch sein Unterbewusstsein wider: So identifiziert er sich mit einem künstlichen Napoleon, dem zu „Leipzig“ nur die Leipziger Messe einfällt. Dass so jemandem die Ministerialbürokratie auf den Leim geht, kann niemanden wundern, vor allem, wenn sich diese vom Gutachten eines obergescheiterten Dozenten der Psychologie leiten lässt. So geht die Geschichte voll Spannung einem beunruhigenden Ende entgegen.

Wer sich gerne zunächst über teils pflichtbewusste, teils nur nirgends anecken wollende Beamte unterhält, um sich dann durch einen erotischen Zauber in einen Bereich voll von Traumgesichten und Phantasielandschaften locken zu lassen und schließlich zwischen den beiden Bereichen hin und her zu pendeln, den kann man guten Gewissens einladen: Hereinspaziert – ins Ministerium und in die Traumfabrik!

Georg Potyka

Karl Plepelits

UNTERWEGS IN LIBYEN

Reiseroman

Iatros Verlag, Dienheim 2010

ISBN 978-3-86963-373-2

Ein Roman, dessen Titel wehmütig stimmt. „Unterwegs in Libyen“ hat der Autor sein Werk zu einem Zeitpunkt genannt, als die politischen Umschwünge und Veränderungen nordafrikanischer Staaten noch in weiter Ferne lagen.

Erzählt wird die Geschichte zweier Libyenreisen, die sich in den Jahren 2004 und 2006 ereigneten. Der Roman beginnt mit der Gruppenreise im Jahr 2006, die als Rahmenhandlung fungiert. Im Mittelpunkt steht der Rückblick auf die erste Libyenreise des Ich-Erzählers, der als Reiseleiter einer Tiroler Reisegruppe in Erscheinung tritt und in tagebuchartigen Aufzeichnungen über seine Erlebnisse berichtet. Erst die letzten Kapitel des Romans führen wieder zur zweiten späteren Reise, die für den Erzähler eine schicksalhafte Wendung nimmt.

Die literarische Klammer zwischen Anfang und Ende ist Fontanes Ballade „Die Brücke am Tay“, die hier in abgewandelter Form zum Einsatz kommt. So heißt es zu Beginn des Romans: „Wann treffen wir drei denn wieder zusammen?“ aber die erwartete Antwort bleibt aus, die Neufassung lautet: „Sobald ihr Glück gekittet ist.“ Die Hexen aus der Ballade treten auf den letzten Seiten wieder in Erscheinung – als milde gestimmte Begleiterinnen eines neuen und dauernden Liebesglücks.

Damit verweist Plepelits auf die zwei Komponenten seines Romans: Einerseits stehen die Erforschung des Landes und sein kultureller Reichtum im Mittelpunkt, andererseits kommt einer von „Irrungen Wirrungen“ geprägten Liebesgeschichte auch großer Raum zu.

Der Leser erfährt detailliert, wie die erste Tiroler Libyenreise im Jahr 2004 abläuft, mit welchen Problemen und Hindernissen der Reiseleiter damals zu kämpfen hat, neben all seinen erotischen Verwirrungen und Abenteuern!

So werden gleich zu Beginn die mitgebrachten Spirituosen konfisziert; weiters fährt in jedem Touristenbus ein Polizist mit. Der Autor richtet sein Augenmerk auf wichtige Ausgrabungsstätten und Touristenattraktionen sowie auf die historische Entwicklung des Staates, die genau erläutert wird. Der libysche Fremdenführer Omar wird liebevoll charakterisiert – als treuer und ergebener Muslim dargestellt – und auch als überzeugter Anhänger Gaddafis.

Er betont, dass es in Libyen keine Slums mehr gebe und sogar abgelegene Gebiete mit schönen Einkaufszentren ausgestattet seien. Ein kritischer Gaddafi-Artikel führt sogar zu

einem Konflikt zwischen dem österreichischen Reiseleiter und dem libyschen Fremdenführer, letztlich gibt es aber eine friedliche Lösung.

Liest man diese Zeilen, fragt man sich, was aus Omar geworden ist – und ob er immer noch zu den Anhängern des „Führers“ Gaddafi zählt.

Das Buch wirft für den Leser von 2011 die Frage auf, wann dieses an Ausgrabungen reiche Land wohl wieder gefahrlos bereist werden kann.

Der Verfasser bemüht sich, sachliches Wissen (historische Entwicklung des Landes, Namensklärungen, Erläuterungen zu Ausgrabungen) auf klare, anschauliche Weise zu vermitteln. Dies geschieht in leichter, ansprechender Weise in Form eines tagebuchähnlichen Reiseromans, der zugleich eine komplizierte Liebesgeschichte beinhaltet, die zu guter Letzt zu einem guten Ende findet: Der ständig zwischen mehreren Frauen hin- und hergerissene Reiseleiter namens Peter wird mit Glück belohnt: Er gewinnt endgültig die Liebe seines Lebens.

Das Buch vermittelt Wissen und Unterhaltung – eine empfehlenswerte Lektüre für jeden Leser, der ein Land näher kennenlernen will, zumindest auf dem Papier!

Das Reiseziel selbst ist in unerreichbare Ferne gerückt.

Judith Rochl-Wagner

Georg Potyka

NIEMAND ERINNERT SICH

Edition nove, Neckenmarkt 2008, 182 Seiten

ISBN 978-3-85251-440-6

Dass sich niemand erinnert, ist kein Wunder, denn nach so langer Zeit einen Mordfall aufzuklären – noch dazu einen, für den es bereits einen verurteilten, jedoch nach 17 Jahren Haft wieder freigelassenen schuldigen Unschuldigen gibt – erscheint als ein Ding der Aussichtslosigkeit. Doch exakt dieses scheinbar Unmögliche ist ja bekanntlich die bewährte Würze in jenen Kriminalromanen, in denen einzelgängerische, oftmals auch schrullige Kriminalbeamte oder freiberufliche Detektive den wahren Bösewicht letztendlich zur Strecke bringen.

Von all dem ist in Potykas Kriminalerzählung nicht die Rede. Und doch nimmt es diese Geschichte an Spannung mit so manchem bekannten Thriller durchaus auf, wobei sich der Autor dabei gleich auf zwei ‚Glatteisen‘ bewegt, ohne auszugleiten.

Zum einen denkt er sich in die Psyche einer Frau hinein (die Ich-Erzählerin), einer Anwältin, die den wegen Mordes Verurteilten aus der Haft holt, ihn heiratet und dann den nicht unbegründeten Verdacht hegt, dass ihr Gatte doch nicht so unschuldig zu sein scheint, wie sie angenommen hat, und daraufhin, zusammen mit einem Kollegen aus Jugendtagen, gegen ihren Ehemann ‚ermittelt‘. Dass dies nicht nur zu mentalen Turbulenzen führen muss, liegt auf der Hand.

Zum anderen lässt der Autor diese beiden auf jegliche amtliche Mithilfe verzichten. Weder ist die Polizei eingeschaltet noch werden Spuren gesichert oder irgendwelche forensische Untersuchungen angestellt. Nur gegraben wird viel. Die wenigen einschlägigen Spannungselemente (ein angestochener Autoreifen, ein vom Dach herabfallender Ziegelstein) erfüllen ihren Zweck zielgenau an jenen Stellen der Handlung, an denen der Leser zu zweifeln beginnt, ob die beiden Juristen nur anhand alter Fotografien und geschliffener Dialoge in der Sache überhaupt noch auf einen grünen Zweig kommen können.

Diese Dialoge sind allerdings das Herz des Buches. Als profunder Kenner der politischen und gesellschaftlichen Geschichte Österreichs lässt der Autor seine Protagonisten die Herkunft und das wechselhafte Schicksal des Mordopfers und seiner Generation Revue passieren und über Hintergründe und mögliche Motive der Bluttat philosophieren. Dass sie sich dabei – fast – nie vergaloppieren und – wenig überraschend – doch noch erfolgreich sind, tut trotz gelegentlicher Unwahrscheinlichkeiten der inhaltlichen Geschlossenheit der Handlung keinen Abbruch.

Die Beziehung der beiden Hauptpersonen zueinander mag, insbesondere nach dem intimen Startschuss zu Beginn der gemeinsamen Suche, vielleicht rätselhaft erscheinen. Doch sollte man bedenken, dass zu Ende der Handlung die verheiratete Ich-Erzählerin erneut in das gemeißelte Gesicht ihres Gegenübers blickt. Wie zu Beginn des Buches. Ob dies von Bedeutung ist? Darüber hüllt sich der Autor in Schweigen. Zu Recht! Er will unsere Fantasie nicht eingeengt wissen.

Michael Stradal

Heidelore Raab

STERNSTUNDEN

St. Georgs Presse 2011

Das, wie immer in der St. Georgs Presse, liebevoll gestaltete Büchlein, handgedruckt und -gebunden, enthält Haiku und Senryu bunt aneinandergereiht, in denen der für das Haiku charakteristische Augenblick des Unerwarteten festgehalten wird. Mit viel Einfühlungsvermögen und genauer Betrachtung der Natur gestaltet Heidelore Raab ihre Texte – teils in konservativer Form von Dreizeilern mit 5 – 7 – 5 Silben, teils in „moderner“ Art des Haiku-Schreibens, bei der dieses Reglement nicht so ernst genommen wird, sondern das Erlebnis des Augenblicks im Vordergrund steht.

Zwei Haiku möchte ich anführen, in welchen das Zartgefühl der Autorin voll zum Ausdruck kommt: „Aufgehoben / in kleinen Händen / leuchtendrotes Ei“ und „Ins Birkenreisig / häkelt die Nacht / weiße Spitzen“. Bei dem Text: „Zikadenklänge / über der Bucht – / bis in den Traum“ fühle ich das Meer, rieche die Pinienwälder, Urlaubserinerungen kommen auf.

Doch das Büchlein enthält auch satirische Texte / Senryu, welche die Leser zum Schmunzeln bringen: „Sommer in Bad Ischl! / Einziger Kurschatten: / Schirm auf dem Balkon“ und „Umzingelt von / Krapfen, Speck und Most – / alter Kirchturm“. Ein Büchlein, das ich Haiku-Liebhabern wärmstens empfehlen kann.

Petra Sela

Hugo Schanovsky

JOSEPH ROTH

Seismograph am Rande des Abgrunds

Linzer Volksbildungsverein, Linz 2010

Auf kaum einen anderen Schriftsteller als auf Hugo Schanovsky trifft die Feststellung zu, dass Schreiben ein Jungbrunnen ist. Zu seinen bisherigen mehr als 200 Büchern legt der Linzer Volksbildungsverein nunmehr eine weitere lyrische Biographie von Hugo Schanovsky vor, die dem bewegten Leben von Joseph Roth gewidmet ist. Dieses Buch bestätigt wohl endgültig, dass Hugo Schanovsky eine neue Literaturgattung, nämlich die lyrische Biographie, geschaffen hat.

Worin liegt nun der Reiz dieser neuen Literaturform? Jeder Leser von konventionellen Biographien muss sich über zahllose Details aus dem dargestellten künstlerischen oder politischen Leben der beschriebenen Person durchmühen. Selbst wenn große Autoren die darzustellende Persönlichkeit beschreiben, mit bewundernswertem Duktus der Sprache, durch äußerst interessante Zeitumstände Leben und Wirken der Themenpersönlichkeit kommentierend und begleitend, bleibt stets ein gewisses Gefühl der redundanten Ausschmückung, die den Fluss der eigentlichen Botschaft über den Titelhelden bzw. die Titelheldin verzögert. Hugo Schanovsky bringt in jedem der mehr als 180 Abschnitte seiner Joseph-Roth-Biographie lyrische Schlaglichter, die in ungemein dichten und präzisen Worten Lebenssituationen von Joseph Roth beleuchten und lyrisch veredeln. Es versteht sich von selbst, dass dies ohne profunde Kenntnis des biographierten Lebens die tief sinnigen Aussagen von Hugo Schanovsky über Joseph Roth nicht denkbar wären. Die Abschnitte sind in sich abgeschlossene lyrische Miniaturen, die in ihrer Gesamtheit die Persönlichkeit von Joseph Roth anschaulich beschreiben.

Für einen Prosaisten mag die lyrische biographierende Schreibweise von Hugo Schanovsky anfänglich etwas befremdend sein. Die fesselnde Sprache des ausgewiesenen Lyrikers Hugo Schanovsky wird aber auch den passionierten Prosaleser bald in den Bann ziehen. Für den Lyriker hingegen ist das vorliegende Buch ein Labsal von der ersten bis zur letzten Zeile. So auch für den Rezensenten, der sich dieser Literaturgattung verpflichtet fühlt. Die Joseph-Roth-Biographie von Hugo Schanovsky ist daher sowohl den klassischen Biographielern als auch den Freunden der lyrischen Sprachkunst sehr zu empfehlen.

Wolfgang Groiss

Hugo Schanovsky

DIE KRANKHEIT ZUM TOD

Neun Prosagedichte für den Dänen Sören Kierkegaard

Linz 2011

In diesem „Prosagedicht“-Zyklus lässt uns der Autor tief in die Seele des vor allem als Philosoph bekannten Sören Kierkegaard blicken.

Das Aneinanderreihen der Text-Titel zeigt, wohin uns Hugo Schanovsky führt: Tröstlicher Irrtum, Wie Kierkegaard einen Bettler beneidete, Kierkegaard und die Musik, Gefährliche Philosophie, Schwermut, Eine echt nordische Gestalt, An was er litt, Aufschrei im Tagebuch, Im schönsten Mannesalter.

So gegensätzlich die beiden Charaktere des Malergenie Pablo Picasso und des Philosophen und als „Dandy“ lebenden Sören Kierkegaard sein mögen, in diesem Text von Schanovsky treffen sie einander: Kierkegaard und die Musik: Kierkegaards geheime Liebe gehörte der Musik. Ganz besonders hatte es ihm Mozart angetan. / Dennoch sahen ihn seine Freunde nach der Ouvertüre zum „Don Giovanni“ fluchtartig das Königliche Theater am Kongens Nytorv verlassen. / Auf den Zuruf „Brennt deines Vaters Haus?“ gab er zurück: „Nein, ich brenne. Ich muss an meiner unterbrochenen Arbeit weiterschreiben!“

Petra Sela

Hugo Schanovsky

DER JUNGE PICASSO – DER STEILE WEG ZUM RUHM

Eine lyrische Nachbetrachtung mit 74 Prosagedichten

mit zahlreichen Farbabbildungen

Linz 2011

Der Widerspruch oder vielleicht besser Zwiespalt, der im letzten Wort des Untertitels „Prosagedichte“ steckt, ist bezeichnend für das gesamte Werk.

Diese „Literarische Nachbetrachtung“ ist einerseits informativ, andererseits unklar. Die Texte sind nicht unbedingt korrekt in der Zeiten-Folge, ebenso die recht gut und schön abgedruckten Bilder von Picasso. Um Lyrik handelt es sich nicht, es sei denn, man betrachtet die Schreibweise in kleinen schmalen Absätzen als wichtiges Merkmal für „Lyrik“.

Vielmehr handelt es sich um eine Milieustudie, die mit großem Interesse, um nicht zu sagen Liebe und Faszination, zu dem jungen Maler „Pablo, Diego, Josè, Francisco de

Paulo, Juan Nepomuceno, Maria de los Remedios, Crispin, Crispino, Santisma, Trinidad Ruiz y Picasso“ zu Papier gebracht wurde. Seine ersten Bilder signierte Picasso mit „P. Ruiz“, später nannte er sich einfach Pablo Picasso. In ein bis eineinhalb Seiten langen „Prosagedichten“ beschreibt der Autor die ausschweifenden Jugendjahre des Malergenie. Pablo hat nichts ausgelassen, er hat das Leben in seinen Höhen und Tiefen auskostet, schwelgte in seiner Sexualität genauso wie in seinen Bildern.

Am besten hat mir dieser Text gefallen: PARIS / Man sagt, die Luft in Paris ist anders als anderswo. / Als er zum erstenmal die Luft von Paris einatmet, versucht er den Unterschied zwischen ihr und der Luft von Barcelona herauszufinden. / Er steht vor dem Moulin Rouge und schnuppert die Luft, er steht vor dem Eiffelturm und steckt seine Nase in den Wind. / Er grübelt lange über der Frage, warum die Luft in Paris anders ist als die jenseits der Pyrenäen. / Erst vor seiner Absteige fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. / In Paris ist die Luft mit Freiheit gespickt. Da öffnet er den Mund und beißt ein Stück von ihr ab und verschluckt es.

Dieser Text ist meines Erachtens bezeichnend für die Persönlichkeit Picassos: Der exzessive Drang nach dem Ausleben aller Sinne – der Drang eines Revolutionärs, eines Eroberers „Mir gehört die Welt“ und ich nehme sie mir. Dieses „Feuer“ kommt in seinem Selbstbildnis – Yo Picasso, 1901, welches u. a. in dieser Broschüre abgedruckt ist, voll zum Ausdruck.

Andererseits schreibt Hugo Schanovsky einen so liebevollen Text über das „zärtliche“ Bild „Das Kind mit der Taube – 1901“ und dies mit voller Berechtigung. Der Text beginnt nach der Überschrift folgendermaßen: Wenn Picasso nichts anderes gemalt hätte als „Das Kind mit der Taube“ ich hätte ihn ins Herz geschlossen. / Keiner vor ihm hat die Sehnsucht nach Frieden so treffend ausgedrückt wie er mit dem kleinen Mädchen, das eine weiße Taube schützend in den Händen hält ...

Dieses Journal ist für alle, die sich für Picasso interessieren, einmal eine ganz andere Art, noch tiefer in seine Welt einzutauchen und mitzuleben mit diesem Pablo Picasso, der unter sein Selbstporträt, das er im Jahr 1900 malte, schrieb: „ICH, DER KÖNIG“.

Petra Sela

Erich Sedlak

ALLES NUR GERÜCHTE?

Neue Satiren und Erzählungen

Hörbuch/2 CDs | Sprecher: Erich und Inge Sedlak

Verlag Federfrei, Marchtrenk 2010

ISBN 978-3-95027-517-9

Erik Sedlak, rühriger und umtriebiger Autor von bisher 19 Veröffentlichungen meist satirischen Inhalts, in Wiener Neustadt beheimatet, hat wieder zugeschlagen: Nicht mit der flachen Hand, sondern mit einem Hörbuch. Von ihm verfaßt, von ihm gestaltet, von ihm und seiner Gattin mitreißend und zum Schmunzeln, aber auch zum Nachdenken anregend vorgetragen.

Ein echter Sedlak, der mit feiner Klinge die Schwächen des Kleinen Mannes und von Lieschen Müller auf die sprichwörtliche Schaufel nimmt und hinterfotzig auch die sogenannte abgehobene Welt der „Großkopferten“ trifft. Der mit kritischer Beobachtungsgabe die Imponderabilien des menschlichen Lebens einfängt. Seine Kunst besteht darin, daß sich jeder in seinen Satiren wiedererkennt und sich nach einem herzhaften Aha-Erlebnis selber an seiner Pinocchio-Nase zu nehmen hat. Diese Volksnähe verführt zum Zuhören, das der Autor gut zu bedienen weiß. Sein spannender Vortrag verführt auch zum Weiterhören. Und nach dieser „Gehirnwäsche“ durch die Sedlakschen Satiren wird man so manchen Nachbarn und so manche vermeintliche gute Freundin vielleicht mit anderen Augen betrachten müssen.

Johannes Diethart

Waltraud Seidlhofer

STADTALPHABET

Gedichte | mit Messerschnitten von Joseph Kühn

Mitter Verlag, Wels 2010

ISBN 978-3-9502828-4-9

Mit Gedichten durch die Stadt wandern – das ist, was Leser mit diesem Buch tun können; ob sie es ganz wörtlich nehmen und mit Waltraud Seidlhofers Buch in der Hand durch urbane Gefilde streichen oder sich ganz im Gegenteil von der bequemen Couch nicht entfernen und bloß den durch die Straßenzüge flanierenden Gedanken nachhängen, bleibt jedem selbst überlassen. Im oberösterreichischen Mitter Verlag erschien der Lyrikband, der schon aufgrund seiner ästhetischen Gestaltung das Prädikat Kleinod verdient, und sein Titel „stadtalphabet“ ist gleichzeitig Hinweis auf das Kommende und

Programm. Waltraud Seidlhofer schrieb sechsundzwanzig Gedichte: für jeden regulären Buchstaben des deutschen Alphabets eines. Sie trug diese Gedichte, wie sie im Anhang preisgibt, über mehrere Jahre zusammen, anfänglich noch ohne festes Konzept, dann aber eingebettet in die alphabetische Leitidee.

Die Buchstaben geben den Schritt vor. Vergeblich würde man ihnen Hinweise auf die jeweils beschriebene Stadt abverlangen. Sehr wohl aber repräsentieren sie die Verbindung zum Wort, die Verbindung zur Sprache, zur lyrischen Sprache. Als Leser mag man die eigene Stadt in die Zeilen hineininterpretieren, so lange, bis irgendein Bild nicht mehr dazu passt und auf Exotischeres verweist. So müssen etwa unter dem Buchstaben „h“ alle österreichischen Städte kapitulieren, wenn es heißt: „winkel, / zueinander gestellt, / beispielsweise: / meer und die stad.“ Die Inspirationen holte sich die Autorin ganz offensichtlich von mehreren Städten, hiesigen und weit entfernten. Sie betrachtet die Umgebung, beschreibt, was sie sieht, aber nicht etwa Profanes, wovon ein Reiseführer erzählen könnte, sondern zeigt auf das nahezu Verborgene, das uns beim zu raschen Hinsehen gewiss entginge. „waagrecht fliegt die waerme dahin, / und die augen, die helle, die gischt / wie aus feinen straehten geflochten / plaetze, und dahinter beton.“ Oder an einer anderen Stelle: „in straehten haengen die woerter, / treibt auf halber hoehe papier. / dazu der sand, ein bestandteil, / rot, und reisst an den schuhen / faellt an den koerper, das hemd.“

Wie an diesen wenigen Beispielen gut ersichtlich, legte sich Waltraud Seidlhofer ihre eigene Orthografie zurecht. Sie verwendet keine Umlaute und kein scharfes ß, denn ihr Instrumentarium beschränkte sie auf jene Buchstaben, die das „stadtalphabet“ eben ausmachen. Dazu gehört außerdem, dass alle Lettern von a bis z stets kleingeschrieben sind, und so verzichtet das Buch entsprechend auch auf die Großschreibung. Die Gewöhnungsphase dauert nur sehr kurz, denn bald fühlt man sich vom lyrischen Fluss der Gedichte mitgerissen.

Manche der Texte sind in Strophen unterteilt, andere stehen als ungebrochener Block. Unterschiedliche Längen geben unterschiedliche Gedanken wieder. „mit den augen verfolgt / die verschiebung / leichter abstand / ein wenig, das blau / und die luft / in arkaden beschrieben / broeckelnde staubschicht“ gibt Waltraud Seidlhofer auf der ersten Seite vor und zeigt damit, wie sie die urbanen Eindrücke mit der Sprache verquickt. Das Buch enthält zudem zwölf Scherenschnitte von Joseph Kühn, zu dem die Autorin in freundschaftlicher Verbindung steht. Zwar gibt es keinen dezidierten Hinweis darauf, doch immer wieder scheint ein Gedicht von einem der Scherenschnitte inspiriert, oder ein Scherenschnitt von einem der Gedichte. Wie dem auch immer sei, die beiden ergänzen einander überaus stimmig.

Zum Ausklang dieses empfehlenswerten Lyrikbändchens heißt es: „staendig fallen die moose / felder wie gaerten / wie licht / sich der abstand erweist / wie beschreibbar / wie voruebergehend / bewahrt“. Dass dieses letzte Gedicht als einziges im gesamten

Buch ohne Punkt endet, mag ein Druckfehler sein oder ein sanfter Hinweis darauf, dass die Beobachtung an dieser Stelle keinesfalls endet; sie wird von den Lesern übernommen, deren Wahrnehmung hinsichtlich städtischer Attribute nun sensibilisiert ist.

Klaus Ebner

Martina Sens

KONSENS

Arovell Verlag

ISBN 978-3-902547156

Die Autorin schreibt, sie habe in diesem Buch versucht, klassische und moderne Lyrik inhaltlich aufeinander abzustimmen und zu kombinieren – weil beide Formen richtig, wichtig und aussagekräftig sind.

Auf den ersten Blick zeigt sich, daß hier Lyrik in der modernen Form der Kleinschreibung ohne Punkt und Komma abgefaßt ist und auch wenn die Zeilen oft nur kurz und die Worte modern – hat sie diese sehr prägnant eingesetzt. Martina Sens hat mit ihren Gedichten zusätzlich einen zweiten, noch sensibleren KonSens geschaffen. Nämlich unermüdlich eine Brücke zu bauen zwischen ICH und DU. Einfach und knapp entlarvt sie das Zusammenleben zwischen Mann und Frau auf sanft ironische, aber auch warmherzige Weise.

Überwiegend sind es Partnerschaftsgedichte, getragen vom Wunsch nach Einheit und der Sehnsucht verstanden und akzeptiert zu werden, so wie man ist. Dabei findet sie immer wieder zu ihrer eigenen Ermutigung, auch wenn alles „trost-los“ scheint: weine ich sagst du / ich sei selber / an allem schuld / ist das ein grund / mich nie / zu trösten, um es schließlich doch zu schaffen: zusammengebrochen / mein stabiles dasein / beängstigend und / doch liebe ich / zusammenbrüche.

Gedichte geben uns die Möglichkeit unsere Situationen in einem anderen Licht zu sehen und sie geben Kraft das Leben zu ändern. Die Texte von Martina Sens stellen sich dieser Herausforderung, manchmal zart und leise, dann wieder fordernd und kräftig oder auch bissig satirisch.

Aber auch andere Themen wie Tod, Vergänglichkeit, eben alles was Menschen bewegt werden beschrieben. Direkt und ungeschönt nennt sie die Dinge beim Namen, wie zum Beispiel in „verwechslung“.

ihr nennt es toleranz / hinnehmen was passiert / zuschauen wenn einer krepirt / weghören wenn jemand lügt /mitmachen wenn wer betrügt / ihr nennt es toleranz /

lächeln wenn man heuchelt / dabei sein wenn man meuchelt / verstehen wenn man kinder mißbraucht / ja sagen wenn man in abgründe taucht
Lassen Sie die Texte auf sich wirken, Sie kennen sicher auch solche Gefühle ...

Zum Abschluß:

Inhalt, Textgestaltung und Aufmachung eines Buches erstellen ein Gesamtbild – eine Wertschätzung an die Autorin und ihre Leser. Dies ist dem Verlag aufgrund der Druckfehler sowie einer leserunfreundlichen Textsetzung auf der jeweils rechten Buchseite leider nicht gelungen.

Eleonore Rodler (alte Rechtschreibung)

Andreas Sethy

MEIN NIEDERÖSTERREICH

Liber Libri, Wien 2011, 78 Seiten

ISBN 978-3-85481-073-5

Landeshauptmann Dr. Pröll rühmt sich ja gerne, „Der Schatz im Silbersee“ sei das einzige Buch, das er je zu Ende gelesen habe. Nun ist er sich selbst untreu geworden und hat ein dankbares Vorwort für Andreas Sethys Liebeserklärung an „sein“ Niederösterreich verfasst. Und hat dazu allen Grund: Der Autor, ein Informationstechniker im Ruhestand, ist seit langer Zeit, wiewohl ein zunächst ungarischer, später Wiener „Zug'raster“, diesem Bundesland von ganzem Herzen verbunden. So hat er nach seinen „Mitteleuropäischen Schicksalen“ und den „Altbudapester Erzählungen“ den Fokus dieser neuen Anekdoten- und Historiensammlung auf seine Wahlheimat gelegt.

Allerdings scheint die Auswahl etwas willkürlich, und manches nur mit Mühe in den Kontext gezwängt. So enthält das Kapitel über „Niederösterreich aus der Sicht seiner Nachbarn“ einiges zum Thema Ungarn und Österreich bzw. dem Burgenland, aber kaum etwas über Österreichs größtes Bundesland, da dieses nun einmal keine Außengrenze mit Ungarn aufzuweisen hat. Beim Thema „Weinkultur in NÖ“ spricht sich der Autor sicherheitshalber selbst die Kennerschaft ab, ebenso beim Thema „Kulturleben in NÖ“. Dass die betreffenden Kapitel über den Rang amüsanter Plaudereien nicht hinauskommen, verwundert nicht.

Es erhebt sich die Frage, ob ein Autor, der seit 13 Jahren jährlich eine Publikation abliefern, tatsächlich über einen ausreichenden Erlebnisschatz verfügt, der nicht nur seine engere Umgebung, sondern auch den „gemeinen“ Leser zu fesseln weiß. Was dieses Buch jenseits des angestrebten Niederösterreichbezugs hätte sein können, zeigt das Kapitel „Mein Weg von Ungarn nach Niederösterreich“, das in zugleich spannender und humorvoller Weise die abenteuerliche Flucht Sethys aus seiner ungarischen Heimat im Jahr 1956 beschreibt. Wie der ganz und gar unabenteuerliche Autor mit feiner Selbst-

ironie den waghalsigen Weg in die Freiheit schildert, ist unbedingt lesenswert. Auch manch andere Anekdote aus „Mein Niederösterreich“ lohnt die Lektüre aufgrund des liebenswürdigen und uneitlen Humors. Alles in allem wäre aber bei dieser Sammlung (etwas) weniger (viel) mehr gewesen.

Wolfgang Ratz

Peter Steiner

DER STURZ AUF DAS DACH DER WELT

Roman

Otto Müller Verlag, Salzburg - Wien, 196 Seiten

ISBN 978-3-7013-1185-9

Am 26. November 2010 hatte ich Peter Steiner zum zweiten Mal ins Schloss Seyring eingeladen, diesmal, damit er aus seinem Roman „Azimut“ lese. Einige Tage vorher telefonierte ich mit dem 73-jährigen über seine Anreise und eventuelle Hilfe hierfür. Weit gefehlt! Er befand sich soeben auf einer hoch gelegenen verschneiten Berghütte, war „heute früh schon zweimal mit den Skiern abgefahren und hatte bereits einige Seiten Prosa geschrieben!“ Nach diesem Gespräch holte ich meinen Eckermann aus der Bibliothek. Am Dienstag, dem 11. März 1828, führte der damals 79-jährige Goethe mit Eckermann folgendes Gespräch:

Eckermann: „Liegt denn diese geniale Produktivität bloß im Geiste eines bedeutenden Menschen oder liegt sie auch im Körper?“ „Wenigstens“, erwiderte Goethe, „hat der Körper darauf den größten Einfluss. ... Ich hatte in meinem Leben eine Zeit, wo ich täglich einen gedruckten Bogen von mir fordern konnte und es gelang mir mit Leichtigkeit. Vor zehn, zwölf Jahren war ich produktiv genug, um oft in einem Tag zwei bis drei (Gedichte) ... zu machen; und auf freiem Felde, im Wagen oder im Gasthof, es war mir alles gleich. ... Es liegen produktiv machende Kräfte in der Ruhe und im Schlaf; sie liegen aber auch in der Bewegung. Es liegen solche Kräfte im Wasser und ganz besonders in der Atmosphäre. Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören ... Lord Byron, der täglich mehrere Stunden im Freien lebte, bald zu Pferde am Strand des Meeres reitend, bald im Boote segelnd oder ruderd, dann sich im Meere badend und seine Körperkraft im Schwimmen übend, war einer der produktivsten Menschen, die je gelebt haben.“

Jetzt in den ersten Märztagen 2011 erreicht mich Peter Steiners neuester Roman: „Der Sturz aufs Dach der Welt“. Der Inhalt des sichtlich mit Schwung – zuweilen grammatikalisch großzügig – verfassten Buchs ist so zu skizzieren: Wiener Neustädter Botaniker in Bolivien, für ein Pharmaunternehmen auf der Suche nach seltenen (eventuell Heil-) Pflanzen, in Begleitung seiner Tochter, begehrt erfolgreich die Frau seines Assistenten (auch Freundin seiner Tochter), mit zwingend schlechtem Ausgang.

Dreiundzwanzig Jahre später – längst auf dem heimischen Katzenberg zurück, erhält er von der einstigen Drei-Tage-und-Nächte-Geliebten einen Brief, der zu ausschweifenden Telefonaten mit ihr führt, die inzwischen nach einigen weiteren prekären Beziehungen in der Bretagne lebt. Spontane Bahnreise führt ihn bis vor ihr Strandanwesen ... Lorenzo Unterberger sammelt also Gewächse, Wurzeln, Rinden, Früchte, Samen, Flechten ... auch im unzugänglichen Steilwanddickicht – was zu einem Hubschrauberabsturz führt. Sein Wortschatz: Eislicht, Klaubsteine, dunkle Quadrate, Fußpfad, nebeldüstere Regionen, Ödland, Kuppe, Vogelschau, Gegenhang, in scharfe Rippen zersägtes Relief usw. „Die Jahre im Gelände hatten mich zäh und ausdauernd gemacht.“ – Kernsätze seines Erzählens:

Natur: „Gebirge ..., Reste einstiger Größe bewahrend, eine Halbheit in Auflösung, zerfallen bis aufs Gerippe.“ „... wo der Tag mit einem Aufglühen der Gipfel beginnt, während auf dem Hochland noch deren lange blaue Schatten liegen.“

„... der schattige Rasen warf einen bläulichen Schimmer auf die gekalkten, zum Teil von Blumen überwachsenen Mauern.“ „Das zu Mittag geschmolzene Eis der Gletscher hatte das Tal erreicht. Im Anschwellen und Sinken des Flusses zeigte sich der Pulsschlag des Gebirges.“ „Ein Rauschen erinnerte an Wind in Palmen, und schon sah ich die schlanken Bäume sich biegen und zurückschnellen wie große Vögel im vergeblichen Bemühen, vom Boden in die Luft abzuheben.“ (S. 136) „Zu meinen Füßen zeichnete ein geknickter Halm Binsengras einen Halbkreis in den Sand. Was brachte das Ried zum Schwanken, wo doch der Wind beständig aus derselben Richtung blies? Der geknickte Halm strich hin und her, die Bogenrille im Sand vertiefte sich. Ich hörte es leise kratzen.“

Volksfest: „... Anblick eines alten Mannes, den Kopf regungslos gegen eine Mauer gedrückt, während ein anderer auf ihn einschlug, dass dem Geschlagenen das Blut aus Mund und Nase rann. Eine Frau warf sich auf den Zuschlagenden, riss ihn zu Boden, ... wälzte den Schläger auf den Rücken ... Damit hatte die Frau endgültig das Übergewicht erlangt, saß wie ein Krötenweibchen auf dem kleineren und schwächeren Männchen. Die Brüste waren ihr aus der Bluse gequollen und baumelten hervor. Sie rückte sich den flachen harten Filzhut zurecht ... Ihr nächster Faustschlag traf den sich Aufbäumenden ins Gesicht ... wenn das Fest gefeiert wird, wälzen sich kämpfende Menschenknäuel über dessen Plaza, ohne die Masse erhitzter Tänzer aufzuhalten.“

Armut: „Vor oder in einer der trostlosen Lehmhütten auf dem Dach der Welt mit seinen blau gefrorenen Kindern auf dem Boden und grindigen Weibern, die vor dem Erdfeuer hockten, den feuchten Beinschluss mit Erde verklebt, neben sich auf einem Haufen Kartoffeln ein betrunkenen Mann, dem piepsende Meerschweinchen zwischen den Beinen krochen, versuchte ich zu verstehen, wie diese Menschen die irdische Schönheit ihrer Umgebung erlebten.“ „Irgendeine radikale politische Gruppe, unterstützt von aufgebrauchten Hausfrauen, die gegen den Versuch der Stadtverwaltung rebellierten, Wasser- und Stromzähler einzuführen, blockierte die Straße mit Steinen und einem gefällten Eukalyptusbaum.“

Bergsturz: „Ein Bergsturz hatte die Straße verlegt ... An einem Block von der Größe zweier Fahrerkabinen hatten sie mit entwurzelten Hortensienbüschen ein lodernes Feuer entfacht, um das Gestein so weit zu erhitzen, dass es beim plötzlichen Überschütten mit kaltem Wasser zerspränge.“

Flussgoldbagger: „... schwimmende Goldgewinnungsanlage ... fraß sich die Schaufelkette am vorderen Schwenkarm durch das Flussbett, hob wassertriefend Schaufel um Schaufel Sand und Geröll aus der Tiefe. Ein Fließband beförderte das ans Licht gehobene Gut auf einen Turm in der Mitte des Schiffes, wo es über mehrere Etagen hinunterkollerte, von Sieb zu Sieb,... bis zuletzt fingernagelgroße Körner übrigblieben. ... Der zurückbehaltene Sand lief unterdessen mit Wasser vermengt über eine schräge Matte voll Rillen und Kerben, in denen die Goldkörner liegen blieben.“

Zeitgeschichte: „Die wenigen Helikopter im Land gehörten Bergbauunternehmen ... Bei der Armee brauchte ich erst gar nicht anzufragen, denn jeder wusste, dass diese mit Drogenhändlern gemeinsame Sache machte.“ „... Gold mit dem Flugzeug außer Landes geschafft. So umging man Bergbaubehörde und Zollbeamte ..., vermied zudem den Transport auf der Straße, wo Naturkatastrophen und Raubüberfälle einander die Waage hielten.“ Zwei Dutzend Studenten, geführt von einem Professor, glühende Anhänger von Che ... in auswegloser Lage am Fuße des Steilufers ... Junge Männer ... krallten sich schutzsuchend aneinander, krochen weinend im Sand, flehten um Gnade ... Die Soldaten taten, was ihnen befohlen wurde. Der Befehl lautet: schießen! Bald stand auch das Schilf nicht mehr, kein Halm, und die Toten lagen da wie großes Geröll.“ „Praxis der jeweiligen Putschisten, ihre Opfer mit Lastwagen auf den Flugplatz zu karren, von wo man sie über die Gletscher flog und jenseits davon in waldige Schluchten warf.“

Unfall: „Wir flogen einen steilen Grat aufwärts, aber auch hier fanden wir keinen zur Landung geeigneten Platz. Lückenlos klammerte sich der Regenwald an die Felsen. „... plötzlich tauchte darin ein Baumstumpf auf. ‚A stump!‘ schrie ich, schon aber fraß sich der Heckrotor durch Moder ans kernharte Holz. Dem anfänglichen Rattern folgte ein lauter Krach. Die Maschine schoss schräg nach oben.“ „Schlägt der Rotor gegen ein festes Hindernis, hast du zwei Möglichkeiten zu sterben: Entweder das Rotorblatt verbiegt sich und kommt als großes Messer durch die Kanzel, oder es blockiert mit einem Schlag und seine geballte Wucht macht sich Luft am anderen Ende, indem sie den Motor zerreißt, ihn zur Granate macht. Und auf der Granate sitzen wir.“

Welch eine Überfülle bildstärkster „Erinnerung, die sich am Rande des Vergessens anhäuften!“ Jawohl: Peter Steiners Prosa ist nach allen Regeln der Kunst secco, trocken, rau, kräftig, zupackend, welthältig. Bewertende, einwertende, die Tatsachen nach irgendeiner Wertsicht urteilend spiegelnde Sätze unterbleiben. Auch die Liebesgeschichte – eigentlich der Begehrensvollzug – wird zwar vom ersten Aufkommen an bis zur unaufhaltsamen Erfüllung genau und drastisch geschildert, doch Bedenken hinsichtlich etwaiger personaler Unverletzbarkeit bzw. der Bedingungen aufgehobener Unangreifbarkeit,

oder hinsichtlich Mitbetroffener oder gar über allgemeines, langfristig zuträgliches Verhalten, kommen nicht zu Wort. Tatsächlich: Die pralle pulsierend austreibende Welt in aller reizvollen Angriffigkeit und verführerischen Bitterkeit, atemnehmend treffsicher erinnert.

Aber nun zum Stichwort ‚erinnert‘ eine Anfrage, vielleicht nicht an Peter Steiner, aber an seinen Helden Lorenz Unterberger: An der einzigen Stelle des Buches, die einen Anhauch von grundsätzlicher Stellungnahme, Selbst-Positionierung zeigt schreibt er: „... wo alte Traditionen vermengt mit christlichen Ritualen so gut wie alle Bereiche des Lebens bestimmen ... Selbst die Bauherren der Hochhäuser aus Beton und Stahl ... konnten es sich und ihren Bauarbeitern nicht versagen, ein Opfer an die ‚Große Mutter Erde‘ zu entrichten ... Zu sehr fürchteten alle Beteiligten die Folgen einer Unterlassungssünde. Das widersprach einerseits meinem naturwissenschaftlichen Denken, andererseits brachte ich doch Verständnis dafür auf ... weil ich überzeugt bin, dass in der Regel der Furchtsamste als erster vom Gerüst fällt.“ Fürwahr, ein vermeintlicher Volltreffer aus der agnostischen Büchse. Doch diese utilitaristische – damit flach abtuende – Bewertung der unsere Gattung konstituierenden außersachlichen Gezogenheit trifft zwar die unter manchen Naturwissenschaftlern verbreitete Verblendung hinsichtlich des den Menschen begründenden überindividuellen Allgemeinbezugs. Unerklärlich und auch nicht im Ansatz angedeutet bleibt dann aber freilich Lorenz Unterbergers glühender Antrieb, mit einem derart überzeugenden Leistungsschub hundertsechsunneunzig Seiten lang diese ganze ‚erledigte‘ Geschichte zu erzählen. Erweist er sich in diesem grandiosen Erinnern nicht als ein seine ganze Naturwissenschaft Überschreitender, Transzendierender? Wohin auch immer. Dank der Literatur.

Matthias Mander

Michael Stradal

FRANZ LISZT UND DAS GESCHENK DER BABÈRE Eine phantastische Novelle

Mödling-Edition Roessner, Mödling, Maria Enzersdorf 2010
ISBN 978-3-902300-52-2

Die Liszt-Novelle von Michael Stradal erzählt auf geschickte Weise einen Vorgang der Aneignung eines Großen der Vergangenheit. Ein Mitglied der Familie des Autors war ein Schüler Liszts, und – im Sinne des bevorstehenden Lisztjahres – sucht er den Wohnort des berühmten Vorfahren (der kein direkter Vorfahre des Autors war) auf. Hier gerät er in eine hoffmanneske Situation, ein Brief taucht auf, der anfangs etwas Skurriles über Liszt enthält, das aber dann doch nicht in diesem Brief gestanden ist. Dieser Brief wird von einer Frau gebracht, die aber schon längst verstorben ist. Letztendlich steht dann in diesem Brief nicht wirklich das, was der Ich-Erzähler zuerst darin zu lesen geglaubt hat.

Dazu gibt es eine Parallelgeschichte, die zur Zeit des sechzehnjährigen Liszt spielt, der allerdings in der Novelle als Sechzehnjähriger wie ein „alter Hase“ agiert. Das mag schon stimmen, denn Liszt musste sehr früh auf eigenen Beinen stehen, hatte also u. U. schon in diesem Alter eine erst den Erwachsenen geziemende Art des privaten Verhaltens. In der Novelle klingt allerdings das Eine oder Andere, was der Sechzehnjährige sagt, eher altklug.

Wie viele Künstlernovellen oder -romane transportiert auch diese Geschichte in erster Linie das, wie sich „Leute von Heute“ Franz Liszt vorstellen. Das Bürgertum, das nach 1789 eine eher gleichmacherische Ideologie verstärkt entwickelte, hatte großes Unbehagen angesichts von außergewöhnlichen Leistungen z. B. von Künstlern. Die Erklärung, dahinter müsse unbedingt Teufelszeug stehen, war daher immer gegenwärtig. So wie bei Liszt ist das vor allem von Paganini verbürgt. Dass in dem jungen Mann aus Raiding eben ein übermäßig begabter (und wohl auch fleißiger) Künstler stand, der schon durch seine Veranlagung die anderen überragte, konnte und wollte man nicht glauben, zumal man dem gefeierten Mann auch nicht zugestehen wollte, dass er nicht „einer von ihnen war“. Wenn er aber einer von ihnen war, dann konnte seine Außergewöhnlichkeit wohl nur auf Hokus-Pokus beruhen, denn sonst wären ja wir genauso wie er. Das Bürgertum, das genau genommen seit dem Spätmittelalter (Stadtbürger!) das Sagen hatte, hat ja zu dieser Zeit das Faust-Motiv erfunden, und die Schlüsselszene aller Faust-Bearbeitungen ist der Teufelspakt.

So viel zum Thema.

Michael Stradal hat einen kurzweiligen Text zum Lisztjahr geschrieben, der im heutigen Leserpublikum gewiss seine Liebhaber finden wird. Die Geschichte ist schmissig erzählt, kommt ziemlich rasch „zum Thema“ und klärt den Konflikt schnell wieder auf. Insofern handelt es sich also um eine rundum leserfreundliche „Novelle“, die im Lisztjahr gewiss gerne gelesen werden wird. Dass der Autor auch einen Teil seiner Familiengeschichte öffentlich macht, ist ein wesentlicher Bestandteil der Erzählhaltung. Wie es heute üblich ist, wird Privates „veröffentlicht“. Die Frage ist freilich, ob man mehr über Franz Liszt als über Michael Stradal erfährt. Das ist aber unerheblich. Die Musikgeschichte, aber auch die heutige Öffentlichkeit, ist noch immer unzureichend über Franz Liszt informiert. Man kennt die vermeintlichen Skandalgeschichten, die der Autor löblicherweise ausklammert. Was besonders interessant wäre, wird auch in diesem Buch nicht angesprochen: nämlich seine wohl singuläre Arbeit in Richtung der Moderne, die freilich schon am Beginn des 20. Jahrhunderts in heute unbekanntem Harmonielehren angedeutet worden ist. Das wollte der Autor freilich auch nicht vermitteln. Es wäre also unfair, etwas zu erwarten, was bis heute nicht einmal die Musikforschung geleistet hat. So ist bis heute sein eigenes kompositorisches Werk nur zu einem gewissen Bruchteil bekannt und in das öffentliche Bewusstsein gedrungen. Oder Liszts vorbildliche Fördertätigkeit für eine ganze Reihe nach ihm kommender Komponisten. Peter Cornelius oder Friedrich Smetana seien hier nur für eine ganze Reihe anderer Komponisten genannt.

Da man selbstverständlich nur das erwarten und beurteilen darf, was der Autor bietet, muss hiermit Michael Stradal bescheinigt werden, dass er ein gut lesbares Buch über Liszt geschrieben hat. Das ist ja auch nicht gerade wenig, und dafür muss man ihm danken.

Helmut Stefan Milletich

Joseph P. Strelka

DICHTER ALS BOTEN DER MENSCHLICHKEIT

Edition Patmos im Francke Verlag, Tübingen 2010, 400 Seiten

ISBN 978-3-7720-8386-0

Bei einem opus magnum wie der vorliegenden Essaysammlung mit dem erläuternden Nachsatz „Literarische Leuchttürme im Chaos des Nebels unserer Zeit“ von Joseph P. Strelka, einem der bedeutendsten Literaturwissenschaftler der Gegenwart, versagt das Instrumentarium einer bewertenden Rezension und könnte als wichtigstes Seinen-Senf-dazu-Geben abqualifiziert werden. Denn bei Präsenz eines umfassenden Lebenswerkes, das zum 80. Geburtstag Strelkas im Jahr 2007 in einer Festschrift bewundernd gewürdigt wurde, fällt dieses umfangreiche, fast alle Weltteile einbeziehende neue Plus an verständnisvoller universeller Literaturbetrachtung in das Terrain des Unerwartbaren.

Bedeutende Werke von ganz großen Autoren aller Kontinente werden analysiert in die schwerpunktmäßige Richtung, ob sich aus dem Wertzerfall ein neuer globaler Humanismus entwickeln kann.

Für apodiktische Beweisführung zu vorgefassten Thesen ist Strelkas Sprach- und Kunstverständnis zu subtil organisiert. Es geht hier um regional zu verstehende Spitzenwerke mit individuellen Erlebniswelten.

Man kann Strelkas Conclusio in seinem Vorwort beipflichten, „dass Weltbestseller in den meisten Fällen nicht Zeugnisse wirklich bedeutender großer Literatur sind“.

Daher waren für die Auswahl von je zwei Werken der 21 behandelten AutorInnen nicht für Verkaufszahlen ausschlaggebend.

Bei der Fülle des Gebotenen kann man sich angesichts des zur Verfügung stehenden engen Textraumes nur in die Enumeration flüchten und retten: Chinua Achebe, S. J. Agnon, Hermann Broch, Camus, Faulkner, Carlos Fuentes, Gao Xingjian, J. G. Rosa, Hermann Hesse, James Joyce, Yasunari Kawabata, Nikos Kazantzakis, Selma Lagerlöf, Malcolm Lowry, Nagib Machfus, Czesław Miłosz, V. S. Naipaul, Pirandello, Alexander Solschenizyn, Mario Vargas Llosa und Patrick White.

Die Details finden sich viel tiefgründiger und gescheiter im Joseph P. Strelka O-Ton der Interpretation auf den rund 400 eng bedruckten Seiten vor, die wie stets bei Strelka gegen den Strich, gegen Modediktate, für den Schutz der Sinnstiftung geschrieben sind.

Menschlich berührt es, wenn ein Gelehrter von Rang, ein Vielwiser und Vielverstehender von großen Zusammenhängen durch einen persönlichen Satz wie dem einer Widmung sich als dankbarer Sohn und hoffender Vater bekennt:

„Ich widme dieses Buch dem Andenken meiner Mutter, die mir schon in frühester Kindheit das Verständnis für das Dichterische erschlossen hat, und meiner Tochter Sascha, an die ich es weiterzugeben versucht habe.“

Alfred Warnes

Kurt F. Svatek

WIENER REMINISZENZEN

Gedichte aus Wien | mit Illustrationen von Prof. Neer Shabnam

Rampenlicht-Verlag, 2010, 98 Seiten

ISBN 978-3-901-441-12-7

Wieder legt der überaus produktive Autor Kurt F. Svatek (44 Bücher, darunter ein Roman) einen neuen Band vor: „Wiener Reminiszenzen“, Gedichte, die in Wien und um Wien angesiedelt sind, viel Lokalkolorit in sich bergen, darüber hinaus jedoch den Brückenschlag zum Allgemeingültigen wagen. „Das ist Wien“ – so der Titel des ersten Gedichtes, das sozusagen anhand der steinernen Denkmäler vieler berühmter Menschen belegt „wie im Tod sich leben lässt“. Die Präsenz des Todes gehört ja zu Wien wie das sprichwörtliche „Amen im Gebet“! Zwischen Leben und Tod – und Überleben – spannt Svatek den Bogen weit, bunt und spannungsreich. Dominiert anfangs noch die Schilderung diverser Örtlichkeiten („Abstieg vom Kahlenberg“, „In der Klausen“, „Oberlaa“ und natürlich die der Heurigenorte „Stammersdorf“ und „Sievering“ ...) tritt der Autor schon im Gedicht „Grinzinger Elegie“ (!) und in „Drittes Tor“ (gemeint ist jenes des Wiener Zentralfriedhofes) gewissermaßen über die „Schwelle Wiens“, überwiegt gedanklich Zeitloses, wird unter Umständen nur mehr an einem Gegenstand festgemacht („Couch“ – nämlich jener Sigmund Freuds), treten dabei Kurt Svateks An- und Einsichten zutage. Er ist Pädagoge, doch weniger der Strenge als der Objektivität und Vernunft verpflichtet. So etwa in „Geschichtsstunde“: „so haben wir längst vergessen, / über den Zaun der Stadt hinauszuschauen“ – was allerdings nicht für den Autor gilt! Oder: „Es gibt einfach kein Wiener Blut / es gibt, grob gesprochen, nur Unterschiede nach den vier Blutgruppen ...“

Zwiespältig ist das Wesen der Wiener auch sonst: „Einmal leben unbefangen /... einmal nach den Sternen langen“.

Immerhin gibt der Autor dem Wiener Dialekt eine Chance, da er „direkt aus dem Herzen“ zu kommen scheint, was möglicherweise mit Liebe zur Musik (vorrangig jener Mozarts) zusammenhängt, in deren Takt die Herzen der Wiener wohl am liebsten schlagen ...

Und auch die Sachertorte „ist wirklich ein Gedicht“!

„I steh auf di, heißt das in Wien“, schreibt Svatek einmal, und es ist anzunehmen, dass dabei sichtlich auch die schöne Wienerstadt („Friedensstadt“) gemeint ist!

Kurz gesagt: Svateks „Wiener Reminiszenzen“ sind sicherlich Ambivalent-Gedichte für Menschen, die sich gern ans „alte Wien“ erinnern und für alle, die auch seine neuere oder neueste Entwicklung kennenlernen möchten!

Brigitte Pixner

Hubert Tassatti

DIE PROZESSION

Gedichte | Grafik: Mag. Gerald Egger

Wortstaemme Literaturproduktionen, Linz 2010

Der 1977 im steirischen Ennstal geborene Autor Hubert Tassatti kann bereits auf mehrere Gedichtbände zurückblicken. – Schreiben ist für ihn ein großes Bedürfnis, ja Überlebensstrategie. Gleichsam eruptiv dringen seine Gedichtzeilen aus Tiefenschichten voll überbordender Gefühle, meist jedoch überwiegt eine Art „stürmischer Verzweiflung“, wie es scheint. Kaum etwas, das den Autor zu innerer Ruhe kommen lässt. Nichts scheint ihm zu genügen. Unentwegt ist Tassatti bemüht, „Wortbeute“ zu finden, vor allem jedoch den unumstößlichen Sinn dahinter.

Ein „zorniger junger Mann?“ Nun, zornige junge Männer (und Frauen) toben sich meist nicht in Gedichten aus ...

Hubert Tassatti jedenfalls ist bemüht, sich (reimlos) die Welt neu zusammenzureimen, besser, die alte in Bruchstücke zu brechen, um sie – in seinem Sinn – neu entstehen zu lassen.

Für eine Weile zumindest.

Die Sprache verzichtet demgemäß auf allen unnötigen „Firlefanzen“, ist klar, knapp, prägnant. Dass die Liebe dabei oft ein wenig zu kurz kommt, mag bei einem jungen Autor überraschen ... Anklänge an sehnsuchtsvolle Reinheit finden sich sporadisch: „über den goldenen dächern / deiner häuser bin ich / staunender, verweilender, / niemals mehr schlafender / nur liebender, einsam / dich verehrender“.

Schon das Gedicht „ruhelos“ auf der nächsten Seite jedoch spricht wieder eine andere Sprache: „es gibt keine / zuflucht, / keinen raum. / nur leiden, / nur verlust, / nur sterben“. Tröstlich ein wenig später aber wieder: „regen kann meine / liebe zu dir / nicht wegspülen. /

du bist das brot / meiner seele. – Womit nicht nur, aber auch der/die Leser(in) gemeint sein könnte.

Brigitte Pixner

Christian Teissl**DIE BLUMENUHR
Gedichte**

Mitter Verlag 2010 136 Seiten
ISBN 978-3-9502277-9-6

Lyrik, im Freien zu lesen

Ein junger Autor, der lesbare Lyrik schreibt, könnte als anachronistisch empfunden werden. Einer, der über ein umfassendes Wissen aus allen Gebieten der Literatur verfügt, der weiß, was es schon alles gegeben hat, und DENNOCH Gedichte schreibt, erfüllt Liebhaber dieser Gattung mit Freude.

Zunächst ist über den vorliegenden Band zu sagen, dass er sehr schön und sorgfältig gestaltet ist. Das vornehme Blau / Grün / Grau des Schutzumschlages, der sich herrlich glatt anfühlt, die Farbe zartgrau für den Leineneinband (Leinen ist selten geworden!), das tröstet über viele Qualitätsverluste unserer Zeit hinweg.

Nach dem ersten Lesen hat man den Eindruck, als handelte es sich um Landschafts- und Naturgedichte. Der Autor scheut sich nicht, aus seiner südsteirischen Heimat zu schöpfen: z. B. „Hügelland, südlich 1–8“. Auch in der Stadt sind stets Reste von Natur vorhanden: die Weide, die sich nachts manchmal davonmacht, der Fluss, die Vogelschwärme, die Alleebäume und die Blumen. Doch halt: das war nur der erste Eindruck. Da gibt es ja die Häuserfluchten und Ausfallstraßen, Autobahnen, Wartesäle, die Brücken, viele (blinde) Spiegel, die abgerissenen Großelternhäuser. Ist es kritische Lyrik wie in „Nachruf auf eine Landschaft“ und „Alte Gehöfte“, sind es Alltagsgedichte? Auch das greift zu kurz.

Vieles mutet wie Erzählungen an (und einiges heißt auch so), doch da gibt es diese ironischen Brechungen! Oder unvorhergesehene Wendungen, ins Traumhafte gesteigerte, feine duftige Sprachgebilde, dem Surrealismus nahestehend. Etwa in dem Gedicht „Zwischen Schlaf und Schlaf“, in dem Frauen im Wald verschwinden (Delvaux) und später vor den gläsernen Fassaden der Stadt wieder auftauchen (Magritte?)

Meist gebraucht der Autor das „ich“, manchmal ein „er“ ein „wir“. Liebesgedichte sind selten, es sind eher verkappte Liebesgedichte, die das Problematische von Beziehungen thematisieren.

Im Titelgedicht „Die Blumenuhr“, bei dem der Verfasser des Nachwortes die Siegerinnen der Blumenschmuckwettbewerbe im Südsteirischen assoziiert, sehe ich etwas ganz anderes. Ich spüre die Trauer über die Vergänglichkeit, wenn man im Spätherbst in Kurorten oder am Genfersee die Blumenuhren sieht. In meiner Erinnerung ist immer Herbst – dann gehen die weniger Finanzkräftigen zur Kur – und die Parks sind ein perfektes Memento mori. Die Zeit hält inne, ehe sie im Frühling neu gepflanzt wird.

Man merkt schon, jeder sieht andere Bilder beim Lesen dieser Gedichte Die Bildmächtigkeit ist eines der wichtigsten Merkmale der Teisslschen Lyrik. Und er gebraucht Metaphern, die nie gesucht wirken: „der letzte Einwohner bewohnt ganz allein den Verfall seines Hauses ...“

Dass er eines seiner Gedichte Waltraud Seidlhofer und Gregor Lepka widmet, empfinde ich als Programm: Beide haben sich dem Experimentellen verschrieben, das auch Teissl oft anstrebt, allerdings nie auf Kosten der Verständlichkeit.

Manchmal sind es Luftschlösser, manchmal Träume, dann wieder Häuserzeilen, die in der Ferne aufeinandertreffen, Brücken, die Flüsse überspannen, und Flüsse, die zum Meer unterwegs sind.

Ich mag dieses Buch! Ich nehme es mit auf Eisenbahnfahrten, im Rucksack übersteht es Wanderungen, gibt einen guten Gefährten ab. Seltsamerweise ist es für mich kein Nachtkästchenbuch, sondern Lyrik, im Freien zu lesen.

Elfriede Bruckmeier

Sylvia Treudl (Hg.)**MANCHMAL ALLES MANCHMAL NICHTS
Erinnerungen an Norbert Silberbauer**

Literaturedition Niederösterreich, St. Pölten 2010, 211 Seiten
ISBN 978-3-902717-07-8

Manche Wunden sind unheilbar. Als Norbert Silberbauer am 7. Juni 2008 seinem Leben ein Ende setzte, waren alle, die ihn gekannt und jemals mit ihm zu tun gehabt hatten, fassungslos und zutiefst traurig über den Verlust eines außerordentlichen Menschen und Autors und sind es bis zum heutigen Tag. „Im persönlichen Umgang immer zuvorkommend und ehrlich, oft aber auch zurückgezogen und schwermütig, an sich und seiner Arbeit zweifelnd“, charakterisiert ihn Gabriele Ecker im Vorwort zum in der Edition Niederösterreich von Sylvia Treudl herausgegebenen Gedenkband „manchmal alles manchmal nichts. Erinnerungen an Norbert Silberbauer“. Viele haben sich an diesem Buch auf jeweils sehr persönliche Weise beteiligt, von Turrini über Haslinger bis Komarek, darunter viele Freunde, aber auch mehr oder weniger flüchtige Weggefährten. „Kein Stein wird trauern wenn ich gehe“ betitelt Beatrix Kramlovsky ihren Beitrag mit einem Silberbauer-Zitat, wie überhaupt sie kurze, prägnante Zitate mit eigenen Reflexionen in einen „umgrenzten Dialog“ fasst, als posthume Annäherung, als wäre das Gespräch, wie früher, noch möglich, nächstens in Stift Göttweig auf den Stufen einer Treppe sitzend, oder im Café. „Ich verbinde dich mit Stiegen, der Möglichkeit des Hinauf und Hinunter, einer Metapher des Wiederkommens“, lautet dementsprechend gleich der erste Satz.

Wie ein „Steppenwolf“ habe Silberbauer auf sie gewirkt, berichtet Kramlowsky, ein Steppenwolf, „der den Gesprächen in der heimatlichen Savanne zwischen Weinberg und Grenzland folgte, mit profundem Witz, gepaart mit einer Schüchternheit, die mich erstaunte.“ Rekapituliert werden diese Gespräche über Liebe und Zeit und Tod, über Erinnern und Vergessen, Lachen und Weinen, nicht im Detail, wortgetreu und analytisch, sondern so ungefähr angedeutet, dass der atmosphärische Balancezustand zwischen Heiterkeit, die ins Bittere umschlagen konnte, und Melancholie, die sich aus düsteren Phobien und verzweifelter Koketterie mit dem Makabren speiste, zum Greifen nahe scheint.

„Am Ende verlor ich, was ich hatte, und wußte, daß ich verloren hatte“ – Mit derartigen Sätzen voll self-fulfilling prophecy schrieb Silberbauer seinem eigenen tragischen Tod entgegen. Kramlovsky glaubt an ein Weiterleben und hält die Ewigkeit nur „für einen Fluch für die Diesseitigen. Und da der Himmel alles an Glück verspricht, wird es keine Enttäuschungen geben.“ Es ist ein ungenügender Tröstungsversuch wie alle Tröstungsversuche angesichts endgültiger Abschiede. Immerhin vorstellbar: ein Treffen dereinst an der Himmelstreppe. Silberbauer schrieb (und leider sind die Quellen der Zitate nicht angegeben): „Springen ist ideal. Ist man erst gesprungen, ist die Sache entschieden.“ An jenem Frühsommertag ist er – im Wissen um seine schwere Erkrankung – von einer tschechischen Staumauer gesprungen und hat seine unrettbar scheinende Sache entschieden.

Ewald Baringer

Johannes Twaroch

„ALBTRAUMGESCHICHTEN“

Kurzprosa

Bibliothek der Provinz, Weitra 2010

ISBN 978-3-902416-35-6

Nein, keine Angst, man muss keine Albträume bekommen, wenn man die auf 127 Seiten geschriebenen 61 Kurzgeschichten zu lesen beabsichtigt. Zum einen, weil die unter diesem Titel zusammengefassten 13 Erzählungen nur knapp ein Viertel des Buchumfangs ausmachen, und zum anderen, weil diese in ihrer – durchaus positiv zu verstehenden – Absurdität nur zart besaiteten Gemütern eine Gänsehaut zu bescheren in der Lage sind. Das sich schon im ersten Abschnitt des Buches, den erwähnten Albtraumgeschichten, abzeichnende breite Spektrum an Phantasien findet auf den folgenden Seiten seine Fortsetzung. Die im Kapitel ‚Wortspielzeugladen‘ erscheinenden Aufsätze brillieren durch Wortwitz, Liebe zu umgangssprachlichen Redewendungen nebst offenbar die eine andere schlechte Erfahrung aus dem Alltag eines Schriftstellers. Eher makaber als humorig erscheinen verschiedene Aufzählungen von Todesarten, allerdings wird man

wieder versöhnt durch zwölf Erfindungen, welche zum Patent anzumelden dem Autor herzlich lachend angeraten sei.

Die nun folgenden ‚Kindergeschichten‘ tragen ihren Namen hauptsächlich durch die Vornamen, welche als Titel gewählt wurden, sind aber ansonsten alles andere als Geschichten für Kinder. Ein dunkler Humor schimmert in fast allen der elf Erzählungen durch, Nachdenkliches wechselt sich mit Grausigem ab und bei der einen oder anderen Geschichte wird auch mitunter ein skeptisches Kopfschütteln nicht zu vermeiden sein. Wer nun angesichts des Ideenreichtums und der sprudelnden Phantasien des Autors erwartungsvoll mit dem Leser der ‚Glossen‘, dem abschließenden Kapitel des Buches, beginnt wird leider bald enttäuscht werden. Der Autor verlässt das Reich der Phantasie und bedient sich mehrmals an spätpubertären und verschwitzten Plattitüden aus Männerwitzen der unteren Schublade. Diesem Kurzgeschichtenblock helfen auch die paar sauberen Erzählungen nicht aus seiner Schmutzelnische, zumal auch der Untertitel der Erzählung ‚haarwasser II‘ überhaupt nichts mit dem Volksmund zu tun hat, sondern vielmehr ein menschenverachtender, jeglicher Heiterkeit entbehrender Ausspruch ist, der des Autors eigentlich unwürdig ist und in unserer Zeit überhaupt keinen Platz mehr haben dürfte.

Alle Geschichten sind in konsequenter Kleinschreibung verfasst und erbringen mühelos den Beweis, dass fehlende Großbuchstaben dem Lesefluss keinen Abbruch tun. Nur die für die (selten) verwendete direkte Rede vermissten Anführungszeichen wirken sich ein wenig erschwerend aus. Weshalb der Autor jedoch das häufig vorkommende Bindewort ‚und‘ als solches niemals ausschreibt, sondern durch das kaufmännische „&“ ersetzt, muss sein Geheimnis bleiben.

Michael Stradal

Walter Weiss

WIE KINDER UNTER DER SCHEIDUNG LEIDEN

Eine Analyse

Edition VA BENE, 2011, 190 Seiten

ISBN 978-3-85167-249-7

Immer, wenn ich ein Buch zu lesen beginne, lasse ich die einzelnen Seiten über meine Finger gleiten und schlage damit sehr zufällig irgendeine Seite auf. In diesem Fall Seite 31: Dem heutigen Ehemenschen wird demzufolge Gewalt angetan: von der Kirche sanktioniert, vom Staat als Tradition übernommen, von der Moral verlangt, vom Finanzamt gefördert, vom Eherecht gefordert, von den Sozialdemokraten in Frage gestellt, von den Konservativen wütend verteidigt, von der Jugend schlichtweg nicht mehr praktiziert oder unterlaufen oder negiert, von Idealisten immer noch erwünscht: die „ewige“ Treue, formalisiert als Heirat. Warum tut sich der heutige Mensch das noch an?

Das Buch beschäftigt sich mit der Antwort auf die Frage: Tut man einem Kind etwas an – und wenn, was – wenn sich die Eltern ihre Beziehung nicht mehr antun? Und es ist nicht eine Antwort, die uns erwartet, sondern eine Vielzahl an Betrachtungen, eine Vielzahl an Interpretationen, wenn Sie wollen, auch eine Vielzahl an versuchten Wahrheiten. Für mich war ein kleines Kapitel jenes, das mir am meisten unter die Haut ging, sowohl vom Inhalt als auch von der Überschrift: Kinder als Waffen.

Am Ende des Buches angekommen (nach 8 Interviews mit Jugendlichen) war ich doch einigermaßen glücklich, zufrieden und vielleicht auch ein wenig stolz, dass meine Frau und ich in den letzten 30 Jahren nie in die Situation gerieten, unsere beiden Töchter in einen Ehekrieg hineinrekrutiert haben zu müssen. Was nicht heißt, dass wir deshalb alles in unserer Beziehung und der Erziehung richtig gemacht haben.

Walter Weiss hat ein sehr literarisches Sachbuch geschrieben. Das kommt seinem Wesen und seinen vielen Talenten auch sehr nahe. Der studierte Philosoph und Naturwissenschaftler war viele Jahre lang Lehrer, jahrzehntelang Vortragender in der Erwachsenenbildung, Universitätslektor und hat so „nebenbei“ bislang 69 Bücher und zahlreiche Fachartikel geschrieben. Vor über 20 Jahren hat er den Buchverlag VA BENE gegründet, in dem nahezu jeden Monat ein Titel erschien.

Wann sollten Sie dieses Buch unbedingt lesen? In jedem Fall dann, wenn die ersten beiden Sätze des Vorwortes zutreffen: Sie sind bereits geschieden; Sie stehen inmitten Ihrer Scheidung; Sie wollen sich scheiden lassen; Sie kennen ein Kind (einen Jugendlichen), auf dessen Eltern eine der drei Möglichkeiten zutrifft. Für alle gilt: Das von der Scheidung betroffene Kind ist in höchstem Maße gefährdet! Eigentlich, und das ist das Traurige, müsste alleine deshalb dieses Buch in sehr vielen Haushalten griffbereit an einem prominenten Platz auf dem Bücherregal stehen.

Herbert Jan Janschka

Karl Edlinger, Walter Weiss

(UN)INTELLIGENT DESIGN?

Warum Gott die Welt nicht schöpfen konnte

Edition VA BENE, Klosterneuburg 2010, 572 Seiten

ISBN 978-3-85167-242-8

Das vorliegende Werk umschließt zwei große Abschnitte, einen Teil I, verfasst vom Biologen und Univ.-Lektor Karl Edlinger, sowie einen Teil II, für den der Philosoph und Univ.-Lektor Walter Weiss verantwortlich zeichnet. – Auslöser zur Abfassung dieses Bandes war das Darwin-Jahr 2009, in dem nicht nur der berühmte Forscher, sondern auch die stammesgeschichtliche Entwicklung des Lebendigen, wie sie von Darwin propagiert

wurde, auf der Tagesordnung stand. In diesen Debatten meldete sich der Kreationismus wieder zu Wort, der die Entstehung des Lebens einem göttlichen Schöpfer zuordnet: Gegen eben diesen „Vormarsch des Irrationalen“ (so Edlinger) will dieses Buch ankämpfen. Gleich zu Beginn zeigt KARL EDLINGER dem möglichen Schöpfergott die rote Karte, indem er ihm die Grausamkeit der Welt vorhält sowie die körperlichen und seelischen Defekte des Menschen, Schopenhauer zitierend: „Eine schlechtere Welt kann es nicht geben“. – Es folgt, dies untermauernd, ein langer, sehr fesselnd verfasster Gang durch die Geschichte der Naturwissenschaft (auch Außenseiter wie Goethe und Kant fehlen da nicht), der Dualismus (Zweiteilung der Welt in Materielles und Geistiges) kommt zur Sprache, der monistische Denkansatz, die Ideen der Vitalisten (Leben braucht jenseits der physikalisch-chemischen Grundlage ein „geistiges Prinzip“), ehe der Autor auf den möglichen Verlauf der Lebensentstehung eingeht. Erste Meilensteine auf diesem Weg sind Millers legendäre Versuche, in deren Verlauf ihm in einer simulierten Uratmosphäre durch Entladungsblitze die Synthese präbiologisch bedeutsamer Moleküle (Aminosäuren, DNA/RNA-Bestandteile u. a.) gelang. In – durch halbdurchlässige (und so den Stoffaustausch ermöglichenden) Membranen abgegrenzten – Zellvorläufern könnten einfache (durch RNA-Bruchstücke?) katalytisch gesteuerte Stoffwechselreaktionen abgelaufen und Proteinstrukturen entstanden sein, die wiederum die Synthese weiterer informationstragender Moleküle bewirkten (Hyperzyklus). Die in der Folge stattfindenden DNA-gesteuerten Zelldifferenzierungen waren schließlich die Voraussetzung zur Bildung komplexeren Lebens.

Im Kapitel „Den Spieß umgedreht“ durchleuchtet Karl Edlinger die Aussagen der Bibel kritisch, findet dort zwei Schöpfungsberichte (Kapitel 1 und 2 der Genesis), in denen die Gottheit zwei verschiedene Namen trägt; auch kündigt sich darin bereits das Problem der Theodizee mit dem biblischen Kindermord (Anstifter: Gott!) an. Für den „Evolutionsscharakter“ des Neuen Testaments spricht zudem die Aufnahme neuplatonischer Elemente; eine ägyptische „Leihgabe“ ist Maria als Himmelskönigin, mit blauem, sternübersättem Mantel – ein „Isis-Abklatsch“. Aus indischen, persischen u. a. Vorlagen rührt wohl der Dreifaltigkeitsglaube. Nicht zuletzt spricht doch auch der Biologe und Theologe Christian Kummer von der Metaphorik und Geschichtlichkeit, von der Gewachsenheit einzelner Bibelabschnitte.

Auch Walter Weiss nimmt zu Beginn seiner Darstellungen die Bibelkritik seines Vorgängers auf und ortet in der Berufung auf das Jenseits eine Wissenschaftsflucht der Kirchen, um dann zur philosophischen Hinterfragung der Evolution überzuwechseln, das Faktum betonend, dass es nicht nur eine biologische, sondern auch eine kosmische Evolution gäbe. Er lehnt (entgegen physikalischer Indizien) aus philosophischen Gründen das Modell des Urknalls (der Singularität) und des (notwendigerweise?) pulsierenden Kosmos ab, schließt sich der Ansicht Fred Hoys von einem ewigen Kosmos an: „Ewigkeit bedeutet nicht unendlich lange Zeitdauer, sondern Unzeitlichkeit“. Hinsichtlich des Evolutionsbegriffes betont Walter Weiss, ganz im neodarwinistischen Sinn, dass Evolution ein zielloser Vorgang sei, der zufällige Änderungen und Selektionen umfasst.

Auf einen Artikel des Wiener Kardinals Christoph Schönborn in der New York Times eingehend, moniert Walter Weiss, dass die Welt das Produkt eines blinden Zufalls sei. Weiss' Auseinandersetzung mit den gegenteiligen Ansichten des Kirchenmannes geht weiter, wobei der Autor, dem in vielen Punkten ja Recht gegeben werden muss, seinem Widerpart gegenüber leider in den peinlichen Tonfall einer schnippischen Häme verfällt, wo ja bei einer Auseinandersetzung mit einer so konsensorientierten Persönlichkeit wie der des Wiener Kardinals, doch ein noblerer Ton zu erwarten wäre, ein abgeklärter, „philosophischer“!

Mit der Kapitelüberschrift „Schön borniert“ – auf die, wenn auch geistvolle, Heimtücke darin weist Weiss zudem noch den Begriffstüzigsten durch eine Fußnote hin, die nur das Wort borniert hervorhebt und andere, „nicht intendierte“, Bedeutungsinhalte verwirft. Handelt es sich da – so fragt man sich – nur um die Auseinandersetzung mit einem Partner aus einer komplementären (!) Geisteswelt oder doch schon um eine verächtliche Herabwürdigung?! Es folgt, philosophisch und physikalisch hinterfragt, eine Diskussion der Aspekte Raum / Zeit / Bewusstsein und deren Beziehungen zueinander; mit bewundernswertem didaktischem Geschick macht Walter Weiss wohl auch dem Laien Zeitdilatation sowie den gekrümmten Raum verständlich und kehrt zum eingangs negierten Schöpfergott mit Einsteins „Gott würfeln nicht“ zurück, wobei dieses berühmte Zitat von Weiss zu einer sehr eingängigen Erkenntnis gewandelt wird. Es bedeute, meint er, keine Kausalkette angeben zu können!, was zu den Ereignissen der Mikrowelt überleitet, die ja nur statistisch fassbar sind. – Die Notwendigkeit kleiner Fehler für die Evolution wird hervorgehoben, dieses „Streuen“, dem alles im Universum unterliegt. Sogar das Gödel-Theorem versteht der Autor anschaulich zu präsentieren, die Erkenntnis, dass die Meta-Wahrheit (Vollständigkeit, Vollkommenheit) außerhalb der zweiwertigen Logik zu finden sei. Gegensätze sollen als Polaritäten, die einander bedingen, gewertet werden ... (All diesen und vielen anderen Gedanken kann beim knappen Raum einer Rezension nur bruchstückhaft Rechnung getragen werden; doch die Lektüre des ganzen Buches wird wohl jeden zufrieden zu stellen, zu faszinieren wissen!) ... Der Philosoph Weiss schließt seinen Beitrag mit dem Titel „Religion ist heilbar“, worin er Gott als Allegorie verstanden wissen will, als zum Mythos verdichtet, den Weiss sprengt, indem er auf Gott und seine Schöpfung die Henne-Ei-Problematik anwendet.

Allmählich schleicht sich während der Lektüre der so unumstößlich formulierten Gedanken eine berühmte Sufilegende ins Bewusstsein des Rezensenten, dem als organischem Chemiker ja keine Realitätsflucht zu eigen ist: Ein Mann sucht im Lichtkegel einer Laterne verzweifelt nach dem verlorenen Schlüssel. Auf die Frage eines Hinzukommenden, warum er doch nicht auch rundherum suche, antwortet er, dass er dort ja nichts sähe! – Mit bewundernswerter denkerischer Akribie und bewaffnet mit dem interdisziplinären Gedankenfundus prominenter Vorläufer und Zeitgenossen, versucht Weiss in voller Lichtkegel-Erkenntnis den hypothetischen Gott auszutreiben – assistiert von einem Biologen, dem es bei aller Brillanz doch nicht gelingt / (wohl noch lange nicht) gelingen kann, den auch heute noch mehr als nur lückenhaften und bloß punk-

tuell-abschnittsweise belegten Gang der biologischen und präbiologischen Evolution als „wasserdicht“ hinzustellen – wo bleiben etwa die fehlenden „missing links“ sonder Zahl (z. B. der Übergang von den Reptilien zu den Vögeln, wo doch schon Hekatomben von Reptilien- und Vögelfossilien gefunden wurden), wo nur wurde der kleinste mögliche Lebens-„Zündfunke“ in der Erforschung der präbiologischen Evolution geortet? ... Und das Dunkel rings um den Lichtkegel traditioneller Erkenntniskollekte bleibt beharrlich ausgespart: etwa die Ergebnisse der sich über vier Jahrzehnte erstreckenden Forschungsarbeiten von Stanislav Grof über außergewöhnliche (holotrope) Bewusstseinszustände (niedergelegt u. a. in „Kosmos und Psyche“), die zwar keinen menschengestaltigen Schöpfergott, aber die Existenz eines universellen, schöpferischen kosmischen Bewusstseins als wahrscheinlich erscheinen lassen. – Für nicht wenige wird wohl bis auf weiteres den Theismus / Atheismus, die durchgängig gültige Evolutionstheorie, ein verbindendes Merkmal prägen: ihre Glaubensnatur!

Gottfried Pixner

Brigitte Wiedl

I SCHDEH AUF WEAN Dialektgedichte und Wienerlieder Mit Illustrationen von Gottfried Laf Wurm

Österreichisches Literaturforum, Weißenkirchen/Wachau, Wien 2010
ISBN 978-3-902760-00-5

Brigitte Wiedl hat in ihrem achten Buch ihrer Liebe zu Wien ein Denkmal gesetzt. Es ist ihr nunmehr vierter Band, den sie im Dialekt geschrieben hat.

Im vorliegenden Buch spannt die Autorin einen Bogen von ihrer Kindheit mit den Kriegs- und Bombenschäden bis hin zur modernen Zeit.

„i schdeh auf wean“ ist nicht nur eine Liebeserklärung geworden, sondern es sind auch kritische Zeilen über Wien und seine Bewohner zu lesen. Aktuelle Themen, wie die Ausländerfeindlichkeit und der Zuzug nach Wien, werden von der Wiener Bevölkerung in den Texten Brigitte Wiedls argwöhnisch betrachtet:

„... da pospischil, da pschistranek / ... / da hromadka, da dscherwenka / san guade hundad joa schon da“ / ... ihnen passt der Zuzug der Ausländer überhaupt nicht, sie befürchten, dass die „echdn weana“ aussterben.

Brigitte Wiedl würzt die liebevollen Betrachtungen über ihr Wien mit viel Humor. Mit besonderer Freude lese ich auch ihre Liebesgedichte, die alle einen Bezug zu Wien haben. „... des easchde bussl vo mein schodz / des hob i kriagt am rudoifsplozd / ... und schpäda dann in riesnrod / tiaf unta uns de weanaschdodt / do hobm mia zwaa – i häd fosd gwaand / es gaunze lebm vaplaand“.

Die Autorin zeigt in ihren persönlichen Erinnerungen ein ehrliches Bild ihrer Heimatstadt. Im Gedicht „Kindafreindlich?“ beschreibt Frau Wiedl Erlebnisse mit ihren drei kleinen Mädchen. Sie sind Anstoß, um sich aufzuregen: ... „kennan de jungan leit ned aufpassen?“ „wia bei de nega“ „... muaß denn des sei“ – Ein junger Hund aber entzückt die Wiener ... „jedzd frog mi bitte ned / obs daran hund / oda a kind / auschoffn soist / do / in wean.“

Brigitte genießt das Leben in der Stadt Wien. Aber auch in der Wachau, ihrem zweiten Wohnsitz, ist es wunderschön: „maunchmoi man i / mi zreißds ... oba – heari a weana-liad / daunn is wieda ollas / gaunz afoch / und i waaß wieda genau / wo i hinghea.“ Im letzten Teil ihres Buches hat die Autorin Liedertexte abgedruckt, die von Michael Lindner vertont wurden. Brigitte Wiedls Bezug zum Wienerlied besteht schon seit ihren Kindertagen. Damals waren diese Lieder oft im Radio zu hören, später hat Frau Wiedl die Wienerlieder fast vergessen. Durch einen glücklichen Zufall kam sie wieder in Kontakt mit dem Genre „Wienerlied“ und in ihrer Begeisterung ergab es sich von selber, dass sich einige ihrer Texte zu Wienerliedern formten.

Illustriert hat das Buch der bekannte Künstler Gottfried Laf Wurm, der in Lasee im Marchfeld lebt.

Brigitte Wiedl hat 1991 und 1998 den Anerkennungspreis für Literatur des Landes Niederösterreich und 1999 den Theodor-Körner-Preis für Literatur erhalten. Sie ist Mitglied bei P.E.N., PODIUM, ÖDA und Vorstandsmitglied des Österreichischen Schriftstellerverbandes.

Christine Tippelreiter

Adam Zielinski

IM SCHTETL Erzählungen

Wieser Verlag, Klagenfurt / Celovec 2010, 212 Seiten
ISBN 978-3-85129-896-3

Mit dem Shtetl im ostpolnisch-ukrainisch-galizischen Raum und seiner unverwechselbaren, charakteristischen Atmosphäre haben sich viele bedeutende Autoren jüdischer Herkunft auseinandergesetzt, ob sie sich nun später dem Angloamerikanischen zuwandten wie Isak Boshers Singer oder in der deutschen Sprache ihre Heimat fanden wie Joseph Roth oder Manes Sperber.

Diese Beschäftigung mit dem Thema hatte niemals eine theoretische Färbung, sondern trat in Personen, Dingen, Beziehungen, Begebenheiten, Ausdrucksweisen,

schlagfertigen Entgegnungen, Skizzen von Animositäten und Feindschaften, von Vorurteilen gegen das Andere innerhalb einer heterogenen Gemeinschaft in Erscheinung. In Adam Zielinski rund 30 Erzählungen, die durch das Ableben des Autors Ende Juni 2010 zum Nachlass mutierten, ist die Vielfalt des Daseins und Soseins gegenwärtig, treten Gegenpole zutage wie Naivität und Schläue, Pflege der Tradition und Einfallsreichtum im Umgang mit Neuem.

Die Zeitspanne umfasst nur wenige Jahre im Schicksal einer jüdischen Gemeinde zwischen 1935 und der darauf folgenden großen Katastrophe, Jahre der Ratlosigkeit und Lähmung, auch der Ahnung von einer bösen Zukunft, der Begegnung von Liebe und unstillbarem Hass, von Religiosität und Atheismus, in denen Humor und Ironie von der Frische in das Schlucken an Wehmut und das Bewusstsein des Schmerzes umkippen.

Gegen das absolut Schlechte können auch Zähigkeit und der Wille, nicht unterzugehen, wenig ausrichten.

Zielinskis Verständnis für menschliche Schwächen im Zusammenhalt mit Beobachtungsschärfe ergeben ein Kompendium der Wahrhaftigkeit, das Einander-Näherkommen von Stephanie recte Sarah und Wladzio bis zum Endpunkt des Verlassens des Shtetls ist einer der Schwerpunkthalte.

Ein alphabetisch angeordnetes Personenverzeichnis vom Rechtsanwalt über den Sägewerksbesitzer, den Arzt, den Lehrer, den Gastwirt, den Pfarrer, den Rabbiner und seiner Familie, Polizeikommandanten bis zum Fischhändler und ein ebenfalls alphabetisch angeordnetes Glossar für die Bedeutung der jüdischen Ausdrücke ermöglichen es dem Autor, den Text selbst authentisch zu gestalten in jener gemischten Sprachwelt, für die Adam Zielinski als galizianischer Jude (Selbstbenennung), der sich als kommunikatives Transportmittel im Wesentlichen des deutschen Idioms bedient, als repräsentativ anzusehen ist.

Bei Adam Zielinski, dem witzigen Unterhalter und humorvollen Ironisierer, dessen Sujets andererseits von großem Ernst und kraftvollem Gewicht getragen sind, stellt sich jedenfalls nie die Frage nach einer Unterscheidung der Zugehörigkeit zu U- oder E-Literatur.

Ein letztes Meisterbuch des Spätberufenen liegt vor, dessen Erscheinen er durch die Tragik des Geschicks nicht mehr erleben durfte.

„... Feg' aus dem Wald, vergieß des Meeres Flut. / Nie mehr wird's sein, so wie es war. Nie wieder gut.“

Alfred Warnes

Neue Mitglieder

Wir freuen uns über fünf neue Mitglieder und begrüßen sie herzlich.

Es sind dies in alphabetischer Reihenfolge:

Jacqueline Heschl-Gillespie, Ursula Klein, Maria Pointner,
Georg Potyka und Martina Sens.

Ihre Literatur reicht von historisch-biographischer Prosa über Varianten des Kriminalromanes bis hin zu sowohl hochsprachlicher als auch im Dialekt geschriebener Lyrik.

Ursula Klein

GEH PERLMUTT SAMMELN Gedichte

Ibera Verlag, Wien 2008
ISBN 978-3-85052-264-9

Herbststurm

Wie wild
der Herbst
über deine Stirne fegt.
Wie der Wirbel
deiner Gedanken
in Flammen aufgeht.
Wie die Begierde des Jägers
dein Haarnetz zerreißt.
Wie dein Scheitel
sich lichtet
im herrlichen Sturm.
Endlich hältst du still.
Du fühlst die Sehnsucht
des Weidengezweigs.
Es hungerte dich
täglich.
Es düstete dich
täglich.
Jetzt treibe
mit den Blättern
und reinige dich.

Schneefall

Des Himmels
weißes,
seidenes
Haar.

Zarte,
brüchige
Eierschalen
in der Hand
eines Mädchens.
Es hat Augenbrauen
aus Elfenbein,
fein ziseliert.

Geh Perlmutter
sammeln
auf den Hängen
der Stille,
sagt die Mutter.
Dann schweigt sie
lange, lange
in den Tag hinein
und glättet
das Linnen
müheles.

Maria Pointner

Glück

Im sanften Geheimnis
sich öffnender Blüten,
im seligen Jauchzen
vertrauender Kinder,
im zaghaften Lächeln
beginnenden Hoffens
dort walten die Musen.
Dort fühlst du ihr Wirken,
dort zeigt sich das Glück!
(unveröffentlicht)

Seligkeit

In die blühende Krone
des Apfelbaumes
hab ich mein Herz gebettet.
Laß es in blaßrosa Spitze versinken,
Mühsal vergessend Seligkeit trinken,
fühle mich glücklich wie niemals zuvor!
(aus: Zwischen den Tagen der Wochen)

Altersheim

Sie sitzn und wartn,
bis aner kummt,
an Besuch macht,
vül redt,
nix versteht,
dann verlegn lacht
und geht!
(aus: Ma redt ja nur davon. Gedichte in Wiener Mundart)

Georg Potyka**DIE KICKER VOM WIENERBERG**

Zur Zeit, als man auf dem Südhang des Wienerberges noch Fußball spielen konnte, spielte dort ein Bub namens Andreas mit seinen Freunden. Er war gerade groß genug, um einen Ball durch die Scheibe eines geschlossenen Fensters schießen zu können, darum spielte er auf dem Wienerberg, wo es viel Platz und keine Fensterscheiben gab. Nachdem es fünf Uhr geworden war und er zwei Tore geschossen hatte, ging er nach Hause. Dort empfing ihn seine Mutter: „Um Gottes willen, die schöne Hose, voller Grasflecken, und einen Riss hat sie auch noch!“

„So eine Schweinerei!“ setzte der Vater hinzu und gab ihm eine Ohrfeige. Andreas fand das ungerecht. Er hatte die Hose vor dem Spiel nicht wechseln können, weil er über Mittag bei einem Freund gewesen war. Die Ohrfeige knurrte in ihm. Sie ließ ihn abends nicht einschlafen und war am nächsten Morgen schon wieder da. Auf dem Schulweg kam er an einer Haustür mit einer langen Reihe von Klingelknöpfen vorbei. Die gefielen ihm. Er betrachtete sie, drückte auf den untersten, den er am besten erreichte, und lief davon.

In der Wohnung, zu der die Klingel gehörte, drückte ein Mann auf den Knopf der Gegensprechanlage und merkte, dass sich niemand meldete. Dann schaute er durch das Fenster, sah Andreas in der Ferne davonlaufen und wusste, wie viel es geschlagen hatte.

„Schon wieder so ein Gastarbeiterfratz!“ schimpfte er und setzte sich zähneknirschend zu seinem Frühstück. Abends schrieb er einen Leserbrief an seine Zeitung, in dem er ausführte, wie blöd die Österreicher seien, den Gastarbeitern Kinderbeihilfe zu zahlen, nur damit deren Kinder dann an den Türen friedlicher Österreicher klingeln könnten, sofern diese Kinder nicht ohnehin nur fürs Finanzamt erfunden seien. Als dieser Leserbrief drei Tage später in der Zeitung vor sich sah, war ihm wieder wohl.

Diesen Brief las auch ein ernster junger Mann. Kaum hatte er ihn gelesen, schlug er mit der Hand auf den Tisch, ergriff einen Kugelschreiber sowie ein Blatt Papier und begann mit der Ausführung eines lange geplanten Vorhabens, für das er sich nun stark genug fühlte: Er begann ein Buch über die Wurzeln des österreichischen Volkscharakters im Austrofaschismus und im Nationalsozialismus zu schreiben. Dabei holte er weit aus: Er begann mit der Mitschuld Österreichs an der spanischen Inquisition, die sich aus der Zugehörigkeit Österreichs und Spaniens zum selben Reiche ergab, erörterte die prägende Kraft der Gegenreformation und des Neoabsolutismus, legte dar, dass der Fremdenhass ein grundlegender Zug des österreichischen Volkscharakters sei und kam zu dem Schluss, dass auch heute noch 99 Prozent aller Österreicher für den Anschluss an einen nationalsozialistischen Staat stimmen würden, wenn es nur einen ordentlichen nationalsozialistischen Staat gäbe, der es wert wäre, sich ihm anzuschließen.

Dieses Buch wurde gedruckt und sodann in Presse, Radio in Fernsehen gründlich besprochen. Die meisten Rezensenten fanden, dass der Autor völlig recht habe. Dieser war beglückt über die günstige Aufnahme seines Werkes, und es schien ihm, das Volk wäre doch nicht ganz so schlecht, wie er geglaubt hatte; eine Frau allerdings, die einen Bericht über dieses Buch im Radio hörte, war anderer Meinung: „So eine Schweinerei, desgleichen zu schreiben!“ schimpfte sie. „Da sollen sich diese Schmierfinken einmal anschauen, wie die Fremden anderswo behandelt werden!“ Dann ging sie wütend auf den Markt, um Lebensmittel einzukaufen. Ein Hund schnupperte an ihrem Einkaufsnetz. „Geh weg da!“ schimpfte sie und versetzte dem Hund eine Ohrfeige.

Hinter dem Hund kaufte ein Herr Würste für seine Familie ein. Der Herr war Richter und gerade nach der Mittagspause auf dem Weg zurück in sein Gericht. An den Würsten in seiner Tasche wollte er des Nachmittags gelegentlich riechen und sich dabei auf die Mahlzeit freuen. Der geohrfeigte Hund sprang ihn von hinten an. Dabei fiel eine Wurst hinunter. So war er auf Kosten des Richters für die Ohrfeige entschädigt. Der Richter verbiss seine Wut über die Ohrfeige, die so zu ihm gelangt war, und ging grimmig in sein Gericht.

Dort hätte Furchtbares geschehen können: Er sollte nämlich über einen Wurstdieb urteilen. Der Wurstdieb mit seinen triefenden Mundwinkeln erschien ihm als ein besonders verabscheuungswürdiger Täter; er beschloss, ihn zur Höchststrafe zu verurteilen. Und während der Wurstdieb im Gefängnis gesessen wäre, hätte sich niemand um seine Kinder gekümmert, und diese hätten am Ende selber zu stehlen begonnen.

Aber während der Richter im Gehen seine finsternen Pläne schmiedete, kam Andreas mit dem Fußball unter dem Arm ums Eck gelaufen und stieß mit ihm zusammen. „Du Lausub!“ rief der Richter und gab dem Buben einen Stoß. Damit war der Richter die Ohrfeige los, und der Wurstdieb kam billig weg. Andreas merkte wohl, dass er absichtlich gestoßen worden war. Die Ohrfeige von ehemals saß wieder auf ihm. Auf dem Fußballplatz nahm er bei erster Gelegenheit einen Anlauf und schoss den Ball ins gegnerische Tor. Alle schrien „Bravo!“

Die Ohrfeige war mit dem Ball davongeflogen und lag jetzt im Gras, bis sie beim Bau des Golfplatzes eingebaggert wurde. Und die Fußballspieler vom Wienerberg müssen sich anderswo vergnügen. Andreas geht ins Bodybuilding-Studio, seine Freunde knacken Autos und setzen damit neue Ohrfeigenkreisläufe in Gang.

Martina Sens

KONSENS. LYRIK

Arovell Verlag, Gosau, Salzburg, Wien 2010

ISBN 978-3-902547156

urteil lebenslang

straucheln
stürzen
fallen
aufrappeln
um zu
straucheln
stürzen
fallen

zellen

die aus gummi
mit weißen wänden
angespuckt und abgewetzt
als therapieplatz besetzt
besser am straßenrand
als schallschutz verwenden

die aus ehernen
hässlichen stäben
graukalt und kahl
seelenqual
lieber die gitter
gemeinsam zersägen

Jacqueline Gillespie

DAS LEBEN HÄLT SICH NICHT AN RENDEZVOUS Die Geschichte meiner Krebserkrankung

Orac / Verlag Kremayr & Scheriau, Wien 2009, 128 Seiten

ISBN 978-3-7015-0515-9

Ich hatte nie eine besondere Affinität zu Brüsten, auch nicht zu meinen eigenen. Das mag der Grund sein, wieso ich nicht mehr genau weiß, wann alles wirklich begonnen hat. Ich erinnere mich aber an einen späten Augustnachmittag unter der Dusche in Venedig, als der Knoten in meiner linken Brust bereits so groß war, dass ich ihn nicht mehr ignorieren konnte. Ich hatte Angst, das weiß ich noch, ein Gefühl, das einem langsam in die Knochen kriecht, einen schwer werden lässt und langsam. Angst ist still und macht stumm. Auch mit mir selbst wollte ich mich nicht darüber unterhalten. Nicht zu diesem Zeitpunkt.

Ich glaube dennoch mich zu erinnern, dass ich meinem Mann gegenüber etwas erwähnt habe. Natürlich nicht von Angst, von einer lästigen Bagatelle werde ich wohl gesprochen haben, von etwas, worum man sich kümmern muss, wenn man wieder in Wien ist. Vier Tage Venedig mit Freunden waren nicht dazu geschaffen, sich den Kopf über die eigene Gesundheit zu zerbrechen.

Lieber suchte ich unter Arkaden eine Buchhandlung auf und verlangte nach einem Krimi von Donna Leon. Egal welchen, auf Italienisch sollte er sein. Und dass ich den nicht bekam – es gab nur englische Ausgaben – erstaunte mich. Mehr als nötig gewesen wäre, auch unseren Freunden erzählte ich davon. Als ob ein Buch und seine Übersetzung damals noch wichtig gewesen wären.

Nach Murano fahren wir hinaus, die Glasperlenkette, die ich dort gekauft habe, trage ich noch heute gerne. Ich aß Fisch und gegrilltes Gemüse, ging schwimmen und regte mich über das matte Meer auf. Mit Flut und Ebbe in Schottland nicht zu vergleichen, und die Wellen, soweit man sie so nennen konnte, waren charakterlos.

Am zweiten Tag wurden in unserem Hotel im zweiten Stock in den Morgenstunden die Fensterläden aufgestoßen, aus dem Fenster neigte sich unerwartet eine weitere Freundin aus Wien. Vier erwachsene Schwestern, die es zu einer lebenswerten Gewohnheit haben werden lassen, jedes Jahr den Sommer in Venedig ausklingen zu lassen. Wir gingen in Harry's Bar in den Oberstock, bestellten gegrillte Sandwiches und Zitronenbaisertorten. Wenn ich die Augen schließe, kann ich die Köstlichkeiten noch heute schmecken. Als die Rechnung kam, überlegten wir, die nächsten Wochen bei Brot und Wasser zu verbringen. Errettet hat uns ein Freund mit seiner ominösen Kreditkarte, keiner von uns hatte auch nur annähernd so viel Geld dabei, auch nicht im Hotelsafe.

Gemeinsam fuhren wir mit dem Vaporetto und wollten unsere Fahrkarten erst an Bord bezahlen. Bei der nächsten Station übergaben uns Kontrolleure den Carabinieri. Bis heute ist nicht restlos geklärt, wer von uns hatte zahlen wollen und wer nicht. Ich wollte schon, das muss man mir glauben. Die Strafe entrichteten wir dennoch nicht. Ungerecht, das war unser Tenor, und juristische Wünsche könne man an unsere Adressen in Wien schicken. Einer der Freunde von damals ist Rechtsanwalt. Es kam nie etwas nach, die Sache ist wohl verjährt. Noch heute amüsieren sich alle, die damals dabei waren. Aber keiner weiß, dass meine Erinnerungen an die Lagunenstadt nicht bunt und laut sind, nicht kulinarisch, und auch nicht krimineller Natur. Es sind die wenigen Minuten in einer Duschkabine, an die ich mich erinnere.

Wir gingen auf den Markusplatz und fütterten zerzauste Tauben mit Mais. Wann immer ich Lust habe, kann ich mir die Fotos noch heute ansehen. Freunde knipsten meinen Mann und unseren zwölfjährigen Sohn, mit ins Haupthaar gekralten Vögeln, die Gesichter zu erschrecktem Gelächter verzogen. Von mir gibt es kein Bild.

Aber ich erinnere mich, dass es später an diesem Augustabend am Lido unter den Pinien nach Herbst roch.



Franz von Defregger
*Junge Bäuerin mit Mädchen
und Holzknecht (Detail)*
verkauft um € 40.000

Wir übernehmen Alte Meister, Gemälde des 19. Jahrhunderts und der Klassischen Moderne, zeitgenössische Kunst, Antiquitäten und Jugendstilobjekte. Kostenlose Schätzung & Beratung. Information & Terminvereinbarung: T. +43 1 532 42 00, office@imkinsky.com



im Kinsky

Kunst Auktionen GmbH, A-1010 Wien, Palais Kinsky, Freyung 4
T+43 1 532 42 00, F+43 1 532 42 009, office@imkinsky.com, www.imkinsky.com

Aus dem Kreis der Mitglieder

Auszeichnungen und Erfolge

Dr. Reinhild Traitler erhält den Marie-von-Marschall-Preis der Gratia Stiftung der Badi-schen Landeskirche. Er wird für „außergewöhnliches Engagement im Bereich der Ökumene, der Feministischen Theologie und der interreligiösen und interkulturellen Begegnungsarbeit“ verliehen.

Die Preisverleihung fand am 19. 11. 2010 in Karlsruhe statt.

Bereits 2003 erhielt sie den Marga-Bührig-Preis, einen bekannten Schweizer Frauenpreis!

Das „Referat für Mission und Entwicklung der Erzdiözese Wien“ hat den FLORIAN-KUN-TNER-PREIS 2011 als Anerkennungspreis an **Prof. Wilhelm** und **Brigitte Meissel** für ihr langjähriges Engagement für Kenia verliehen.

Georg Markus erhielt für Verdienste um das Land Wien am 28. 4. 2011 aus der Hand von Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny das Goldene Ehrenzeichen der Stadt Wien.

Dr. Alfred Warnes (Wurst), von 2001 bis 2009 Präsident des Österreichischen Schrift-stellerverbandes, wurde am 29. 4. 2011 der Titel Professor verliehen.

Das höhere Lebensalter, markiert mit runden und halbrunden Geburtstagen, ist nicht für alle, die es betrifft ein Grund dieses bekannt zu geben.

Daher werden hier nur Geburtstagszahlen einiger Mitglieder genannt.

Allen aber gelten gleichermaßen unsere Glückwünsche!

Wir gratulieren herzlich:

- Zum 85. Geburtstag: Helga Blaschke-Pal
Heinrich Eggerth
Rudolfine Haiderer
- Zum 80. Geburtstag: Eleonore Babcek-Hübel
Metka Marek-Vakselj
- Zum 70. Geburtstag: Ilse Pauls
Prof. Hademar Bankhofer

Herr Prof. Hademar Bankhofer

ist aber nach wie vor in den Medien zum Thema Gesundheit und Wellness aktiv: Er präsentiert beim Privatsender Austria 9 das TV-Magazin „Einfach Bankhofer“, schreibt jedes Jahr ein Buch und gibt im Hörfunk (u. a. in Radio Wien) Tipps zur gesunden Lebensweise und hält österreichweit regelmäßig Vorträge. Im Internationalen Bankhofer-Zentrum an der Akademie für medizinische Kommunikation in Bad Füssing moderiert er mehrere Veranstaltungen im Jahr, ebenso gibt es regelmäßige Sendungen für Bibel-TV zum Thema „Alte Hausmittel“.

Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder:

Eleonora Gray (1929–2011)

Prof. Margit Pflagner (1914–2010)

Nachruf auf Nora Gray †

geboren am 6. Juni (sie pflegte zu scherzen: Ich und Thomas Mann und ihr Geburtsjahr hat sie gerne verschwiegen) – ist am 2. Februar 2011 im Hilde-Wagener-Künstlerheim in Baden bei Wien im Kreise ihrer Familie friedlich von uns gegangen.

Sie schrieb Drehbücher, Liedtexte, – und ihrer Meinung nach – zu lange Kurzgeschichten und zu kurze Romane. Auf ihren zahlreichen Reisen lernte sie Leute von Film, Theater und Fernsehen kennen, versuchte sich selbst in kleinen Rollen und schrieb eine Zeit lang im Kurier über V.I.P.s, führte Interviews und verfasste Filmkritiken. Auch die Lyrik kam nicht zu kurz, die meisten ihrer Gedichte waren humorvoll, einige ließen aber doch ihre ernstesten Gedanken erkennen. Sie war Mitglied bei etlichen literarischen Vereinen und fast ein Leben lang bei der Lehner-Runde / Chor Jung-Wien; mochte keine Fanatiker, keine Weltverbesserer und keine Streitereien.

Über zwanzig Jahre lang durfte ich sie zu meiner „Herzensfreundin“ zählen und vieles mit ihr gemeinsam unternehmen. Leute, die sie kennengelernt haben, erfuhren sie als bescheidene, liebenswürdige und humorvolle Frau und so werden wir sie auch in Erinnerung behalten.

Auf zwei ihrer letzten Bücher möchte ich hinweisen, sie sind über meine Vermittlung vom Bruder der Autorin erhältlich (petra-sela@gmx.at): „Das Geschenk“ – oder brasilianische Tragödie, der Roman erschien in der Edition Doppelpunkt. „Sie alle kreuzten meinen Weg“ Interessantes aus dem Leben der Autorin, Artikel und Gespräche mit Stars wie Omar Sharif, Roger Moore, Ephraim Kishon etc. und Filmkritiken, die seinerzeit im Kurier erschienen sind.

Auf ihrer Parte steht „Tot ist nur, wer vergessen wird“ – wir vergessen Dich nicht, meine liebe Nora.

Petra Sela

Nachruf auf Margit Pflagner †

Prof. Margit Pflagner, geboren am 13. September 1914 in Bielitz, Schlesien, ist am 29. November 2010 in Eisenstadt gestorben. Sie lebte seit ihren frühesten Jahren in Pinkafeld im Burgenland. Nach ihren Studien der Germanistik, Romanistik und Zeitungswissenschaft an der Universität Wien war sie als Kulturpublizistin, Schriftstellerin, Übersetzerin und Herausgeberin tätig. Als Lektorin des Ullstein-Verlages redigierte sie die Tagebücher von Heinrich Harrer, wonach dessen Werk ‚Sieben Jahre in Tibet‘ entstand. Die Verbindungen der Dichter Nikolaus Lenau und Joseph Marschall zum Burgenland wurden erst durch ihre Forschungen bekannt.

Ihr eigenen literarischen Werke umfassten feuilletonistische Reiseführer wie „Streifzüge durch Westungarn“, Jugendbücher wie „Findling im Schilf“ und Lyrikbänden wie „Fülle der schönen Natur“.

Sie war viele Jahre Mitglied des Österreichischen Schriftstellerverbandes und des Österreichischen P.E.N.-Clubs.

Sicherheit

 Jetzt gehören Ihre Sorgen uns!

Mit den innovativen Produkten der Wiener Städtischen fühlen Sie sich sicher. Und das seit mehr als 180 Jahren. Nähere Infos unter 050 350 350, auf www.wienerstaedtsche.at oder bei Ihrem Berater.

IHRE SORGEN MÖCHTEN WIR HABEN

WIENER 
STÄDTISCHE
VIENNA INSURANCE GROUP

Aus dem Verbandsbüro

Unsere derzeitige E-Mail-Adresse: info@schriftstellerverband.at

Unsere Website (Homepage): www.schriftstellerverband.at

Informieren Sie uns bitte über Ihre Lesungstermine und Veranstaltungen.

Wir stellen Sie gerne als Information für alle Mitglieder auf unsere Website.

Wer Interesse hat, eine eigene Website einzurichten und technische Unterstützung benötigt, möge sich mit unserem Web-Betreuer in Verbindung setzen:

Harald Fuchs | Tel: +43 676 43 22 155 | Fax: +43 720 738 655

Mail | Web: h.fuchs@samIT.at | www.samIT.at

Wünsche und Anregungen zu weiteren Serviceangeboten des Schriftstellerverbandes sind uns willkommen. Wir werden diese – im Rahmen unserer zeitlichen und finanziellen Möglichkeiten – gerne verwirklichen.

Unsere Bürozeiten sind:

Dienstag von 9:00 bis 16:30 Uhr

Mittwoch von 9:00 bis 14:30 Uhr

Donnerstag von 9:00 bis 14:00 Uhr

Telefon und Fax: 01/586 41 51

Zusätzliche Kontaktmöglichkeiten, auch außerhalb der Bürozeiten:

Tel.: 0664 895 95 98 | E-Mail: sidoniabinder@yahoo.de

Wir danken der Kunstauktionen GmbH im Kinsky und der Wiener Städtischen Versicherung für das Sponsoring unserer Zeitschrift.

Sommerpause

Impressum

Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftstellerverbandes

ZVR 295943463

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Österreichischer Schriftstellerverband

Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien | Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: info@schriftstellerverband.at, www.schriftstellerverband.at

Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Sidonia Binder

Redaktion dieser Ausgabe: Dr. Sidonia Binder, Dr. Judith Gruber-Rizy,

Mag. Eva Lamprecht

Layout und Druck: Druckerei Lischkar & Co. GmbH, Migazziplatz 4, 1120 Wien

